

Franziskaner Mission



Selig seid ihr

Gottes Glückwünsche

4
2018



Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Bei der Planung der diesjährigen Weihnachtsausgabe unserer Missionszeitschrift kam aus dem Redaktionsteam die Idee, das gesamte Heft nach den Seligpreisungen Jesu auszurichten. Diese neun Mut machenden Zusagen Gottes bilden im fünften Kapitel des Matthäusevangeliums den Auftakt zur Bergpredigt Jesu. **Selig seid ihr ...**, heißt es da, oder in anderen Bibelübersetzungen: »Glücklich seid ihr ...« oder »froh seid ihr ...« oder in einer Jugendbibel »gut drauf sind ...«. Man könnte die Seligpreisungen als **Glückwünsche Gottes** für uns Menschen bezeichnen.

Im Portugiesischen und Spanischen wird »selig« mit »bem-aventurado« beziehungsweise »bienaventurado« übersetzt. Darin steckt das Wort »aventura« – Abenteuer. Das lässt eine interessante Dynamik erahnen: Es handelt sich um viel mehr als nur gutgemeinte Glückwünsche vom Himmel. Gott lädt ein, sich auf sein großes Abenteuer einzulassen, ein Abenteuer geprägt von Einfachheit, Trost, Gewaltlosigkeit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Unschuld, Frieden und Geduld. Der Herr ist dabei der Gastgeber und wir die Eingeladenen. Er weist uns die Richtung und schenkt uns Kraft. Wer sich mit Gottes Segen auf dieses Abenteuer einlässt, auf den warten Freude und Jubel als Lohn. Die Bergpredigt, die man unter anderem aufgrund ihrer unbedingten Feindesliebe oft als unrealistische Utopie empfindet, wird mit Gottes Hilfe zu einem gangbaren Weg. Gott selbst macht in unserem Leben das Unmögliche möglich.

Die zahlreichen Beispiele in dieser Ausgabe belegen, dass auch Ungeahntes gelingen kann, wenn sich Menschen mit ganzem Herzen und ganzer Kraft auf Gottes Abenteuer einlassen: Die einfache Präsenz vietnamesischer Franziskaner unter Armen und Entrechteten macht diesen wieder Mut. Trauernde in Ruanda finden endlich Trost. Eine mutige Franziskanerin im Armenhaus Brasiliens stellt der Brutalität des Alltags ihre entschiedene Gewaltlosigkeit gegenüber. Ein Missionar feiert goldenes Ordensjubiläum und damit fünf Jahrzehnte franziskanische Option für die Armen. Obdachlosen-seelsorge verteilt nicht nur Brot, sondern ermöglicht menschliche Begegnung und Beziehung. Basisbewegungen erreichen mit ihrem langen Atem gerechtere Verhältnisse. In Bolivien versuchen Menschen bewusst, die »Werke der Barmherzigkeit« umzusetzen. Friedensaktivisten sind mehr als Träumer – zum Beispiel auf dem kriegsgeschüttelten Balkan. Verfolgte und Entrechtete fassen im Glauben neuen Mut. Der im Oktober von Papst Franziskus heiliggesprochene Märtyrerbischof Oscar



Arnulfo Romero wird in El Salvador und weltweit zur Ermutigung von Entrechteten und Verfolgten.

Freude und Jubel, so zeigen all diese Beiträge aus den verschiedenen Ländern und Kontinenten, sind nicht etwa Lohn, den wir umsonst erwarten könnten. Freude und Jubel ernten die Menschen, die sich auf Gottes Abenteuer mutig eingelassen haben, entweder vor Ort in den vielen Projekten der Franziskaner Mission, im Engagement unserer zahlreichen Partnergruppen oder auch durch die treu gelebte Solidarität einzelner Unterstützerinnen und Unterstützer. Sie alle werden von Gott beglückwünscht und dürfen sich seligpreisen. Danke für Ihre Abenteuerfreude, durch die die Träume vieler notleidender Menschen wirklich werden und nicht Utopien bleiben.

Seien Sie alle vom menschengewordenen Gott reich gesegnet – vor allem auch auf Ihrem Weg durchs Neue Jahr.

Frieden und alles Gute,

Br. Augustinus Diekmann ofm

Leiter der Franziskaner Mission Dortmund

Impressum

FRANZISKANER MISSION

Franziskanerstraße 1, 44143 Dortmund
Telefon: 02 31-17 63 37 5
Fax: 02 31-17 63 37 70
info@franziskanermission.de
www.franziskanermission.de

Spenden

erbitten wir, unter Angabe des Verwendungszwecks, auf folgende Konten:

SPARKASSE WERL

IBAN DE89 4145 1750 0000 0000 34
BIC WELADED1WRL

VOLKSBANK HELLWEG EG

IBAN DE44 4146 0116 0000 0051 00
BIC GENODEM1SOE

FRANZISKANER MISSION erscheint viermal im Jahr und kann als kostenfreies Abo bestellt werden unter Telefon 02 31-17 63 37 65 oder info@franziskanermission.de.

»Franziskaner Mission« erscheint im Auftrag der Deutschen Franziskanerprovinz von der heiligen Elisabeth – Germania.

HERAUSGEBER

Franziskaner Mission

REDAKTIONSLEITUNG

Augustinus Diekmann ofm, Stefan Federbusch ofm, Natanael Ganter ofm, Joaquin Garay ofm, Heinrich Gockel ofm, Márcia S. Sant'Ana, Alfons Schumacher ofm, Pia Wohlgemuth

GESTALTUNG

sec GmbH, Osnabrück

DRUCK

Bonifatius GmbH, Paderborn



Herstellungskosten dieser Zeitschrift: Die »Franziskaner Mission« wird nicht von Spendengeldern, sondern aus den Erlösen eines speziell hierfür eingerichteten Missionsfonds finanziert.

TITEL

Ein Kind zu bekommen und es großzuziehen ist für die Mutter immer eine Herausforderung, besonders wenn es Zwillinge sind und diese in extremer Armut geboren wurden. Die junge Afrikanerin auf der Titelseite öffnet unseren Blick für das Weihnachtsgeschehen: Auch Gott wird Mensch in extremer Armut. Doch durch Engel, Hirten und Könige preist der Herr den Neugeborenen selig und mit ihm auch die Zwillinge und ihre junge Mutter aus Ruanda.



Inhalt

- 6** Die Seligpreisungen
Wesenszüge der Jüngerschaft Jesu
von Franz Richardt ofm
- 8** Wahre Freude und Leben in Fülle
Antworten auf Fragen nach Gott und Mensch
von Niklaus Kuster OFMcap
- 10** Selig, die arm sind vor Gott
Erfahrungen in Vietnam
von Chi Thien Vu ofm
- 12** Selig die Trauernden ...
Erinnerungen an den Völkermord in Ruanda
von Oswald Ngendahimana und Victor Nkundayezu ofm
- 14** ... denn sie werden getröstet werden
Interview mit einem Brasilienmissionar
mit Antonius Schauerte ofm
- 16** Selig, die keine Gewalt anwenden
Friedensarbeit im Armenhaus Brasiliens
von Maria Arli Sousa Nojosa CF
- 18** Mittelseite
- 20** Selig, die hungern und dürsten ...
Begegnungen bei Suppe und Brot in Köln
von Markus Fuhrmann ofm
- 22** Hunger nach Gerechtigkeit
Basisbewegung zum Schutz eines brasilianischen Flusses
von Rodrigo de Castro Amédée Péret ofm
- 24** Selig die Barmherzigen
Lebensbeispiele aus Bolivien
von Robert Hof
- 26** Selig, die ein reines Herz haben
Eindrücke einer Bolivienreise
von Traudl Hackl
- 28** Selig, die Frieden stiften
Humanitäre Hilfe auf dem Balkan
von Dirk Planert
- 30** Selig, die um der Gerechtigkeit willen ...
Ein Jahrzehnt nach dem Massaker in Indien
von Ajaya Kumar Singh
- 32** Selig seid ihr
Ein Prophet aus El Salvador
von Joaquín Garay ofm
- 33** Freut euch und jubelt!
Mit neuen Kräften zum Ziel
von Natanael Ganter ofm
- 34** Post aus Rushooka
- 35** Projekt

Personalia



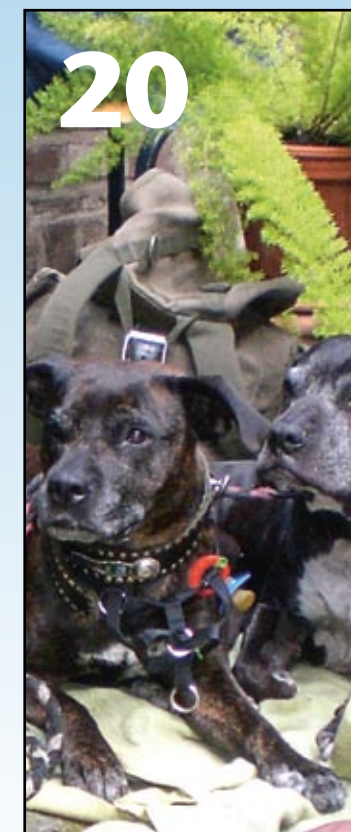
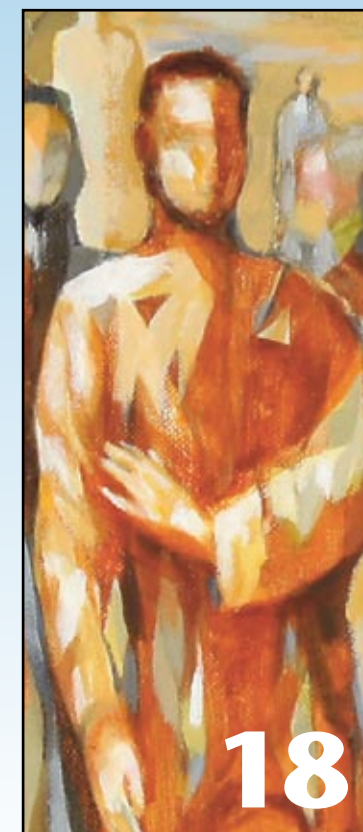
NOTBURGA MARINGELE OSF
Gerade waren wieder bolivianische Franziskanerinnen zu Besuch bei uns in Europa. Sie besuchten ihr Mutterhaus in Hall in Tirol, Assisi und Rom. Begegnung auf Augenhöhe ist dabei ein Anliegen von Notburga Maringele, Tertiarschwester des heiligen Franziskus. Seit vier Jahren ist sie Missionsprokuratorin der Gemeinschaft. Notburga Maringele ist 60 Jahre alt und seit fast 40 Jahren im Orden. Etwa 30 Jahre lang war sie Religionslehrerin an einer Schule für körper- und mehrfach-behinderte Kinder. Diese Arbeit machte ihr sehr viel Freude. Nun unterstützt sie mit viel Sachverstand und Engagement ihre Mitschwestern in der Mission.



MANFRED FRIEDRICH OFM
Der Japanmissionar Manfred Friedrich ofm war im Oktober drei Wochen zu Besuch in seiner Heimat. Anlass war ein Klassentreffen zum 60. Abiturjubiläum in Hadamar. Franziskanerbruder Manfred Friedrich ist in Japan nicht nur Pfarrer einer kleinen Pfarrei in Takikawa, sondern mit seinen 82 Jahren auch der älteste Kindergarten-direktor auf Hokkaido!



INNOCENT HARELIMANA OFM
Vom 2. bis zum 28. Oktober 2018 besuchte Innocent Harelimana ofm, Vizedirektor der Pater-Vjeko-Berufsschule in Kivumu, Ruanda, die Franziskaner Mission Dortmund. Bei seinen Begegnungen mit Partnergruppen berichtete er über die Arbeit der Franziskaner in Kivumu: »Ruanda wurde 1994 leider wegen des Völkermords weltweit bekannt. Mehr als 800.000 Menschen wurden brutal ermordet. Durch unsere Pfarrei, durch die Arbeit in der Schule und den augenblicklichen Bau eines Zentrums für Frieden und Versöhnung möchten wir Franziskaner auch zum Friedens- und Versöhnungsprozess in Ruanda, vor allem unter den Jugendlichen, beitragen.«



Die Seligpreisungen

Wesenszüge der Jüngerschaft Jesu



TEXT: Franz Richardt ofm | ABB.: ruskpp/stock.adobe.com

Die Seligpreisungen (Mt 5,1-12) und die sich daran anschließende Bergpredigt sind die Magna Charta des Neuen Bundes. Der heilige Augustinus hat sie die »Zusammenfassung des gesamten Evangeliums« genannt. Sie enthalten konzentriert die Wesenszüge der Jüngerschaft Jesu.

In den Seligpreisungen spricht Jesus die Menschen, die ihm zuhören, direkt an. Dies geschieht so, dass sie sich in ihrem Selbstverständnis auf eine Weise angesprochen fühlen, wie sie es alle nicht vermutet und wohl auch noch nicht erlebt haben. Jesus spricht sie als solche an, denen das Himmelreich gehört. Das muss seine Hörerinnen und Hörer total verblüfft haben. Die erste und achte Seligpreisung, die die Armen vor Gott und die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten im Blick haben und die den Rahmen für die dazwischen liegenden Seligpreisungen bilden, enden jeweils mit: »Denn ihnen gehört das Himmelreich!« Das ist sozusagen das Motto,

die programmatische Gesamtüberschrift über das gesamte Evangelium. Gleichzeitig ist es die Eingangstür für die, die in den anderen Seligpreisungen genannt sind: die Trauernden, die Sanftmütigen, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, die Barmherzigen, die ein reines Herz haben, die Frieden stiften. Sie alle dürfen sich grundsätzlich als solche verstehen, die im Blick Jesu ganz anders angesehen sind als in der allgemeinen Beurteilung in der Welt.

Von Gott beschenkt

Das entscheidende Merkmal aller, die hier genannt sind, ist, dass keine dieser Seligpreisungen auf irgendeine Art von menschlicher Tätigkeit oder Leistung bezo-

Die Bergpredigt von
Julius Schnorr von Carolsfeld

gen ist. Überall wird eine bestimmte Art des Seins, eine Prägung des Wesens beschrieben, die sich der Menschen auf keine Weise erarbeiten oder durch sittliche Anstrengung erreichen kann. Was Jesus hier seligpreist, das kann nur empfangen und dann angenommen werden.

Ein zweites Merkmal dieser Menschengruppen kommt hinzu: Die genannten Menschen stehen quer zu dem, was normalerweise in der Gesellschaft als »selig« angesehen wird. Im Wertesystem der »normalen« Realität steht der Reiche vorn, nicht der Arme; der Satte und Selbstzufriedene, nicht der Hungernde; der, der sich überall durchsetzen kann, nicht der Sanftmütige; der Fröhliche, nicht der Weinende oder der, der im Schatten des Lebens gehen muss.

Trotzdem preist Jesus gerade die in der zweiten Reihe Genannten selig. Der entscheidende Grund dafür ist, dass er in diesen Menschen eine grundsätzliche Offenheit sieht, sich dem Wirkungsbereich der göttlichen Gnade auszusetzen. Ihr Blick ist offen. Ihr Herz ist weit. Ihre Seele ist erfüllt von Sehnsucht nach einer größeren, anderen Wirklichkeit. Vor Gott ist der Mensch eigentlich immer ein Bettler, einer, der grundsätzlich Hunger und Durst hat nach einer besseren, einer gerechten Welt, einer, der sich nicht abfinden will mit dem Ist-Zustand. Oder er ist einer, der, wie die weitere Bergpredigt darlegt, nicht das ewige Gesetz des »Gleiches mit Gleichem vergelten« auslebt, sondern einen Schritt weiterkommen will – in eine Welt der Gerechtigkeit hinein, in der allen Menschen das ihnen Zustehende zuteilwird. Jesus sieht in diesen Menschen die Chance, dass bei ihnen seine Gnade ankommen und aufleuchten kann. Das ist eine Bedeutung des Wortes »selig«: Auf diesen Menschen ruht in einer besonderen Weise die Gnade Gottes.

Verwurzelt in der Tradition Israels

Damit steht Jesus tief in der gesamten Tradition seines Volkes Israel, siehe zum Beispiel Jes 61,1-2: »Der Geist Gottes, des Herrn ruht auf mir. Denn der Herr hat mich gesalbt; er hat mich gesandt,

um den Armen frohe Botschaft zu bringen, um die zu heilen, die gebrochenen Herzens sind, um den Gefangenen Freilassung auszurufen und den Gefesselten Befreiung, um ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen, einen Tag der Vergeltung für unseren Gott, um alle Trauernden zu trösten [...]«. Oder auch Ps 33,19: »Siehe, das Auge des Herrn ruht auf denen, die ihn fürchten, die seine Huld erwarten, dass er ihre Seele dem Tod entreiße und, wenn sie hungern, sie am Leben erhalte.«

Wichtig ist: Äußere Armut allein ist keineswegs Voraussetzung für das Heil. Hier kommt es auf die absolute Bedingungslosigkeit des Heilsangebots der Wirklichkeit Gottes in Jesus Christus an. Es ist eine spirituelle Armut, das heißt, diejenigen werden seliggepriesen, die alles von Gott erwarten und sich ganz auf Gottes Erbarmen angewiesen wissen. Das gilt für alle, die in den Versen 3 bis 8 genannt sind. Matthäus will seinen Leserinnen und Lesern die Nähe Gottes verkünden, ihnen mitteilen, dass das Reich Gottes unter ihnen Wirklichkeit wird, indem sie Jesus und seine Botschaft hören. Diese knappe, bedingungslose Proklamation des Heils zeigt die zuvorkommende Wahl und Gnade Gottes, die an alle Menschen gerichtet ist, die sich in einem heillosen Zustand befinden. Gott will, dass alle Menschen gerettet werden. So lautet die frohe Botschaft von Weihnachten (1 Tim 2,4).

Zuversicht für die Nachfolge

Dieses Gnadenangebot ist dann allerdings in der Nachfolge Jesu auch die Voraussetzung für die Umkehr der Menschen und für das Tun der Gerechtigkeit. Wer so angesprochen und angenommen ist, will das erfahrene Glück weitergeben. Im Üben und Tun von Gerechtigkeit und Frieden sind diese Nachfolge-Personen Gott förmlich aus dem Gesicht geschnitten: Sie heißen dann nicht nur Söhne und Töchter Gottes, sondern sie sind es (Vers 9). Wenn sie in diesem Tun Nachteile und Verfolgung erleiden müssen – so die Seligpreisung in Vers 11 bis 12 –, dann dürfen sie sich in direkter Verbindung mit Jesus Christus und den Propheten vor ihm sehen und darüber im Innern-

ten Halt, Zuversicht und Kraft finden, vielleicht sogar Freude.

Selbstporträt Jesu

Schließlich ist noch Folgendes anzumerken. Es ist ganz wichtig, wer diese Seligpreisungen ausspricht. Es ist Jesus Christus, der in seinem Leben genau das erfahren und gelebt hat, was in den Seligpreisungen angezeigt ist. Jesus offenbart in ihnen, was ihn selber im Innersten bewegt hat: Hoffnung inmitten einer Welt des Todes, Ermutigung dazu, neu zu leben, weil Gott das Leben ständig erneuert, und auf Gewalt nicht mit Gegengewalt zu antworten. Insofern sind sie ein Selbstporträt Jesu. So schreibt der Jesuit Vitus Seibel: »Jesus ist seligzu-preisen, weil er arm geworden ist. Er hat seine Herrlichkeit drangegeben, um in die Armut des Menschseins zu gehen, von der Armut des Stalles zu Bethlehem bis zum Kreuz, wo man ihm buchstäblich das letzte Hemd nimmt. Und so geht es weiter: Er hat ein Herz für die Trauernden. Er wendet keine Gewalt an, weil er es nicht nötig hat, um sich zu schlagen. Er hat Hunger und Durst nach meinem Heil. Er ist den Elenden dieser Erde barmherzig zugeneigt. Er schaut mich nicht an mit Hintergedanken, um auszuspähen, wie er mich aufs Kreuz legen könnte. Sein Blick kommt aus einem reinen Herzen. Über alle Abgründe hinweg bietet er mir Frieden an. Und schließlich: Er will lieber sterben, als dass es mir schlecht gehen soll.«

In unserer Kirche in Ohrbeck findet sich an der Vorderwand ein großes Wandfresko, das in der Mitte den Gekreuzigten und am unteren Bildrand zwei Menschengruppen zeigt: auf der einen Seite die Jünger Jesu und auf der anderen Seite die Nachfolger des heiligen Franziskus. Es ist sehr hilfreich, so habe ich es erfahren, in dieser Kirche im Angesicht des Gekreuzigten die Seligpreisungen zu lesen, sie sich zusprechen zu lassen und zu meditieren. Sie gewinnen im Angesicht Jesu ihr eigenes Gewicht.

Der Autor **Franz Richardt** ist Franziskaner und geistlicher Direktor der Bildungseinrichtung »Haus Ohrbeck«, Georgsmarienhütte.

Quelle Abbildung: Sacred biblical history of the Old and New Testament. two Hundred and forty images Ed. 3. St. Petersburg, 1873.

Wahre Freude und Leben in Fülle

Antworten auf Fragen nach Gott und Mensch

TEXT: Niklaus Kuster OFMcap | ABB.: Alx/stock.adobe.com | FOTO: Augustinus Diekmann ofm

Es ist schön, in der geschaffenen Welt zu leben – spannend, reizvoll, herausfordernd, ein Abenteuer! Gott beschließt daher nicht erst dann, Mensch zu werden, als die Menschheit rettungslos verloren ist. Seit dem Morgen der Schöpfung muss ihm vorgeschwebt haben, in der »Mitte der Zeit« selbst in seine Schöpfung einzutreten: mit Leib und Seele, als Mensch, mit den humanen Mitteln und in den Grenzen, die uns Menschen gegeben sind. Das tiefste Motiv dafür vermuten Franziskanertheologen in Gottes Liebe: Sie will dem geliebten Du auf Augenhöhe begegnen und mit ihm gemeinsame Wege gehen.

Liebe als stärkste Emotion

»Ich bin gekommen, damit sie Leben haben und es in Fülle finden«, begründet Jesus selbst nach dem Johannes-evangelium seine Sendung (Joh 10,10). Jesus verdeutlicht dies in seinem befreienden Wirken, das jedem Menschen Leben in Fülle wünscht und selbst Gescheiterten eine neue Zukunft eröffnet. Doch wie verträgt sich diese grundpositive Sicht mit freudloser Frömmigkeit, harter Askese – und mit franziskanischen Geschichten wie der »von der wahren Freude«?

Von der berühmten Franziskus-Erzählung hat sich leider nicht die originale Fassung des Mystikers verbreitet, sondern deren selbstquälerische Verdrehung in den volkstümlichen Fioretti. Sie sehen die »vollkommene Freude« darin, »Unrecht, Schmähungen und Drangsal« nicht nur als gottgefällig und gottgegeben über sich ergehen zu lassen, sondern sie auch noch »in Fröhlichkeit« anzunehmen (Fior 8). Der Text, den Franziskus seinem Gefährten Leo aufschreiben lässt, hat jedoch eine ganz andere Pointe!

Franziskus zielt auf den Umgang mit Emotionen ab: Gefühle haben ihre Wahrheit und der menschliche Geist hat seine Freiheit. Diese gilt es zu wahren, damit die Liebe in jeder Lage unter allen Emotionen die stärkste bleibt. In der Deutung der Seligpreisungen sieht der Poverello »jene der Welt den wahren Frieden bringen, die bei allem, was sie hier auf Erden erleben und erleiden, an Leib und Seele den Frieden bewahren!« (Erm 15) An Leib und Seele den Frieden bewahren, bei allem, was uns im Alltag zugemutet wird? Mit der Zunge, mit der Faust Frieden bewahren? In meinem Denken nicht aggressiv werden, in meinem Herzen nicht Böses wünschen, in meiner Seele nicht außer mich geraten? Franziskus illustriert diese Haltung mit der Erzählung »über die wahre Freude«. Die Originalquelle wird im Folgenden zu einem Impulsspiel entfaltet, das sich meditieren oder auch spielen lässt:

Erzählerin: »Franziskus ruft eines Tages bei der Portiunkula Bruder Leo.«

Franz: »Leo, mein Bruder, schreibst du mir etwas auf?«

Leo: (setzt sich und nimmt Pergament und Feder zur Hand): »Ich höre – und bin bereit!«

Franz: »Schreibe, worin die wahre Freude liegt.« (geht nachdenklich umher und diktiert langsam) »Es kommt ein Bote aus Frankreich und sagt, dass alle Universitätsgelehrten von Paris in unsere Gemeinschaft eingetreten sind. Schreibe: Darin liegt nicht die wahre Freude!«

Leo: (schreibt getreulich mit)

Franz: »Ebenso, dass alle Prälaten jenseits der Alpen, die Bischöfe und Erzbischöfe in Frankreich und Deutschland sich uns anschließen! Ebenso der König von Frankreich und der König von England.«

Leo: (wiederholt die letzten Worte und kommentiert dazu) »Alles, was Rang und Namen hat in Staat und Kirche!«

Franz: »Schreibe: Es wäre nicht die wahre Freude! Ebenso, dass unsere Brüder zu den Ungläubigen gegangen sind und sie alle für Christus gewonnen haben.«

Leo: (kommentiert dazu hoffnungsvoll) »Es wäre das Ende aller Kreuzzüge und Religionskriege!«

Franz: »Und dass Gott mich so sehr beschenkt, dass ich Kranke heile und Wunder wirke. Ich sage dir, dass in all dem nicht die wahre Freude ist!«

Leo: (legt die Feder hin) »Sag doch, Franziskus, was denn die wahre Freude ist!«

Warum wird Gott Mensch? Wozu kam Jesus in die Welt? Was bedeutet sein Kommen für uns Menschen? Franziskaner beantworteten diese Frage schon im Mittelalter weit optimistischer als die meisten damaligen Theologen.

Franz: »Wir kehren zu Fuß von Perugia zurück und kommen in tiefer Nacht erschöpft hierher, zur Winterszeit, schmutzig, mit gefrorener Kutte und müssen in Schmutz, Kälte und Eis lange an der Pforte klopfen, bis ein Bruder kommt.« (Leo tritt zum Gefährten. Beide schlottern vor Kälte. Franziskus klopft mehrmals erfolglos an der Pforte. Leo klopft energischer.)

Pförtner: (erscheint mürrisch) »Was wollt Ihr so spät abends? Wer seid ihr?«

Franz: »Unser Bruder Leo und ich, Bruder Franziskus.«

Pförtner: »Na, dann bleibt, wo ihr seid! Hau ab, Francesco, Simple und Ungebildete brauchen wir nicht! Wir sind so zahlreich und es geht nun ohne dich.«

(Er schlägt die Türe zu. Die beiden Brüder schauen sich an und klopfen noch einmal. Der Pförtner öffnet noch unfreundlicher.)

Pförtner: »Ein Dach findet ihr im Hospital der Kreuzträger!«

(Er schlägt die Türe definitiv zu und wendet sich ab.)

Franz: (legt Leo die Hand auf die Schulter) »Ich sage dir, wenn ich meine Geduld nicht verliere und nicht aggressiv werde, liegt darin wahre Freude, die Kraft des Geistes und das Heil der Seele.«

Erzählerin: »Franziskus wünscht sich nicht demütige Lämmer! Ebenso wenig tragen aggressiv gereizte Reaktionen zum Frieden bei: »Ich sage dir, wenn ich meinen inneren Frieden nicht verliere, liegt darin wahre Freude!«

Gottes Liebe hält uns

Glücklich der Mensch, der handlungsfähig bleibt, sich nicht bestimmen, nicht steuern und nicht besiegen lässt vom Verhalten anderer. Sich nicht hinreißen lässt zu ungunstigen Reaktionen: Nur ein unerschütterlicher innerer Frieden lässt Menschen handlungsfähig bleiben. Nur von Gottes Liebe gehalten, können wir strapaziert noch immer frei, aufrecht und befreiend reagieren – wie es Jesus getan hat, von der Krippe bis ans Kreuz.

Franziskus lässt in seiner Erzählung offen, wie einem aggressiven Bruder dann zu begegnen ist. Die Geschichte verklärt weder das Menschsein noch Beziehungen. Sie traut jedoch den Gaben des Geistes und der Kraft der Nachfolge viel zu. Gott kommt in die Welt, um Menschen auf Augenhöhe zu begegnen. In seinen Fußspuren und geleitet von seiner Liebe lässt sich ein befreiendes Menschsein leben: eine Menschlichkeit, die auch mitten in Auseinandersetzungen den inneren Frieden nicht verliert und die nicht ungut reaktiv, sondern in Freiheit und befreiend handelt. »Freuen dürfen sich die Gewaltlosen« und »die Friedfertigen«: Sie »werden Töchter und Söhne Gottes« genannt und »das Land erben« (Mt 5).



Der Autor **Niklaus Kuster** ist Mitglied der Schweizer Kapuzinerprovinz. Er lehrt Spiritualität an der Universität Freiburg (Schweiz), Kirchengeschichte am Religionspädagogischen Institut der Universität Luzern sowie Spiritualitätsgeschichte und Franziskanische Theologie an den Ordenshochschulen in Münster und Madrid.

Selig, die arm sind vor Gott

Erfahrungen in Vietnam



Franziskanische
Präsenz unter Armen
und Entrechteten
möchte den
Betroffenen die
Mitmenschlichkeit
zeigen.

»Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich.« (Mt 5,3) In dieser ersten von neun Seligpreisungen heißt Jesus am Anfang der Bergpredigt jene glücklich, die ihr Leben auf dieser Erde nach dem Willen Gottes ausgerichtet haben. Auf die richtige Lebensführung folgt eine Belohnung, der Anteil am Himmelreich (vergleiche auch Mt 5,12b). Diese Menschen sind glücklich zu preisen, da sie den tieferen Sinn ihres Lebens gefunden und gelebt haben. Dagegen dürfen die, die auf Erden ihren Lohn schon erhalten haben, im kommenden Leben nichts mehr erwarten (vergleiche Lk 6,24-26).

TEXT UND FOTO: Chi Thien Vu ofm

Vietnam zählt zu den armen Ländern der Welt. 2,8 Prozent der Bevölkerung haben weniger als 1,90 US-Dollar, 11,6 weniger als 3,20 US-Dollar und 36,3 weniger als 5,50 US-Dollar pro Tag zur Verfügung (Wikipedia, Zahlen von 2014). Wie leben die Franziskaner in einer solchen Wirklichkeit? Was empfinden sie in diesem sozialen und kulturellen Kontext als Glück? Nach vielen Gesprächen mit meinen Ordensbrüdern kam ich auf folgende Antwort: Das Glück, arm zu leben vor Gott, ist ein wirkliches »Miteinander-Teilen«.

Gemeinsamer Alltag

Als Beispiel möchte ich die Geschichte unserer Gemeinschaft in Nha Trang erzählen. Nachdem die Kommunisten im Jahre 1975 an die Macht kamen, wurden viele kirchliche Einrichtungen konfisziert. Nahezu alle Ordensgemeinschaften waren von diesem aggressiven Vorgehen der Kommunisten betroffen, auch die Franziskaner. Kloster und Grundstück im Stadtzentrum von Nha Trang zum Beispiel wurden dem Staat »ausgeliehen« – so nannte man das damals. Als Gegenleistung bekamen die Franziskaner sechs Pfarreien in ländlichen Gegenden zugewiesen. Gezwungenermaßen mussten sie sich auf diesen Handel einlassen.

Heute sehen die Franziskanerbrüder diese Entwicklung als Willen Gottes an: Sie sollten das Leben mit den einfachen Menschen auf dem Land teilen. Dies entspricht ja auch dem ursprünglichen Geist von Assisi. Franziskaner sollen keine großen Klosteranlagen verwalten, sondern in kleineren Gemeinschaften unter den Menschen leben und den Alltag mit ihnen teilen.

In einer gelebten Nachbarschaft ist den vietnamesischen Franziskanern das Prinzip »Geben – Empfangen« sehr wichtig geworden. Ein gegenseitiges Geben und Nehmen stärkt nicht nur den franziskanischen Geist, sondern vor allem auch die zwischenmenschlichen Beziehungen, die angesichts eines diktatorischen Systems immens wichtig sind. Franziskanische Präsenz unter Armen und Entrechteten möchte den Betroffenen die Mitmenschlichkeit zeigen, die jeden einzelnen in seiner Würde achtet und stärkt.

Schutz des gemeinsamen Hauses

Die Enzyklika »Laudato si'« von Papst Franziskus trifft in Vietnam einen wichtigen Lebensnerv, denn das Land ist gerade dabei, sich selbst enormen Schaden zuzufügen. Angesichts der vielen Umweltschäden, die man überall findet und die das Leben der Menschen bedrohen, sind die Franziskaner aufgefordert zu handeln. Jedoch stoßen sie hier immer wieder auf Einschränkungen und Verbote durch das herrschende Regime. »Laudato si'« wird so zu einem Politikum. Der Schutz des »gemeinsamen Hauses« braucht dringend gemeinsames Handeln auf politischer, gesellschaftlicher und kirchlicher Ebene. Die Zerstörung unserer Umwelt betrifft nämlich alle sozialen Gruppen und Schichten.

Minderbrüder sollen demütig, also arm sein vor Gott. Aber heißt das, angesichts der vielen Reglementierungen der Regierung, einfach gar nichts zu tun? Manche Franziskanerbrüder (meist jüngere) neigen dazu, in eine direkte Offensive zu gehen. Diese Haltung wird nicht von allen Franziskanern gutgeheißen. Die Meinungen gehen also auseinander. Die Frage, ob es richtig sei, seine Stimme gegen Ungerechtigkeiten im Land zu erheben, muss mit »Ja« beantwortet werden. Aber es kommt dabei auf eine diplomatische und gewaltfreie Vorgehensweise an. Auch das scheinbar stumme Verharren in einem diktatorischen System, aber in Solidarität mit dem unterdrückten Volk, lässt sich als gelebtes Christsein und als Zeugnis des Glaubens auslegen.

Der Autor **Chi Thien Vu** gehört zur Deutschen Franziskanerprovinz und lebt für zwei Jahre in verschiedenen franziskanischen Projekten in seiner vietnamesischen Heimat.

Selig die Trauernden...

Erinnerungen an den Völkermord in Ruanda

TEXT: Oswald Ngendahimana und Victor Nkundayeze ofm | FOTOS: Innocent Harelimana ofm

Oswald Ngendahimana

Koch im Franziskanerkloster Kivumu, Ruanda

Während des Genozids 1994, als das Morden hier in Ruanda begann, versuchten alle Verfolgten zu fliehen und sich in Sicherheit zu bringen. Viele flüchteten zu denen, die selbst in Gefahr waren. Unter zahlreichen schrecklichen Erlebnissen erinnere ich mich an den behinderten Jungen Rutagengwa, der bei mir Zuflucht gesucht hatte. Ich nahm ihn in mein Haus auf. Bald darauf kamen seine Verfolger, um nach dem Jungen zu suchen und ihn zu töten. Als sie jedoch seine Behinderung sahen, diskutierten sie miteinander und entschieden, ihn nicht umzubringen; denn in ihren Augen war er schon halb tot. Und ihn zu töten hätte für sie ein Fluch, ein böses Omen, bedeutet. Sie verließen jedoch erst mein Haus, nachdem sie mich tyrannisiert hatten.

An diesem Tag wurde niemand verwundet. Ich weinte und stellte mir den verbluteten kleinen Jungen vor, der mir wie mein eigener Sohn geworden war. As ich Rutagengwa unverletzt sah, war ich sehr froh und glücklich.

Flucht und Heimkehr

Wie viele Ruanderinnen und Ruander musste ich damals ins Nachbarland, in die Demokratische Republik Kongo, flüchten. Neben meinen zwei Söhnen, meiner Mutter, meinen jüngeren Bruder und meiner Schwester Liliane nahm ich ebenfalls Rutagengwa mit. Da wir etliche Straßensperren passieren mussten, befürchtete ich, dass er unsere Flucht verzögern könnte oder sogar gefesselt zurückbleiben müsste. Doch zu unserer großen Freude erreichten wir das Nachbarland. Nach zwei Jahren konnten wir mit allen Geflüchteten gefahrlos nach Ruanda heimkehren.



Gottes und unsere Pläne

Wirklich getröstet war ich, als ich hörte, dass meine andere Schwester ihr Studium im Ingenieurwesen mit Hilfe der Franziskaner hatte fortsetzen können. Jetzt hat sie die Universität abgeschlossen und kümmert sich um meinen Sohn, der an einer Universität studiert, und um ihre zwei eigenen Kinder in der Grundschule. Und Rutagengwa lebt heute bei seinen Eltern in unserer Pfarrgemeinde Kivumu.

Während des Völkermords glaubte ich, das Ende meines Lebens sei gekommen, und ich machte mehrmals mein Testament. Heute bin ich überzeugt: Gottes Pläne sind anders als die Pläne der Menschen.

Der Autor **Oswald Ngendahimana** ist seit 1985 Koch im Franziskanerkloster Kivumu, Ruanda.

Übersetzungen aus dem Englischen für beide Beiträge: Heinrich Gockel ofm

An diese Seligpreisung erinnern sich in Ruanda Oswald Ngendahimana und Victor Nkundayeze. Beide schildern, wie die Zusage Jesu sich in ihrem Leben bestätigte.



Victor Nkundayeze ofm

Franziskaner aus Ruanda

furchtbare Erfahrung: Eines Nachts drangen die Aufständischen in unser Haus ein und zwangen mich, ihre Waffen und erbeuteten Nahrungsmittel zu schleppen und sie zu begleiten. Auf dem Weg wollte mich sogar einer von ihnen mit seinem Speer umbringen, weil ich ihnen ohne Vorwarnung den Weg zu einem kleinen Fluss gezeigt hatte, den sie barfuß – ohne Schuhe – überqueren mussten. Aber ihr Anführer, der neben mir ging, rettete mich, indem er dem wütenden Speerträger mit seiner Pistole drohte.

Morden und Sterben

In der Nacht gegen zwei Uhr ließen sie mich schließlich auf einem Berg frei. Überall waren zu dieser Zeit Tag und Nacht Gewehrscüsse zu hören. Niemand wagte, in seinem Haus zu schlafen. Stattdessen schliefen die Menschen in nahegelegenen Wäldern oder Bananenplantagen. Wenn ich morgens aufwachte, berichtete man von benachbarten Familien, die in der letzten Nacht umgebracht worden waren. Das Morden und Sterben fand jeden Tag statt! Niemand konnte an eine bessere Zukunft glauben.

Heute bewahrheitet sich unser Kinyarwanda-Sprichwort: »Sobald eine unfruchtbare Frau ein Kind bekommt, vergisst sie schnell ihre Unfruchtbarkeit; genauso wie der Hungrige, der, sobald er etwas zu Essen hat, sofort seinen Hunger vergisst.«

Nach all diesen Grausamkeiten konnte ich mir nicht vorstellen, mein Studium je zu beenden und heute als Priester im Franziskanerorden tätig sein zu können.

Der Autor **Victor Nkundayeze** stammt aus Ruanda und arbeitet heute als Seelsorger in Nairobi, Kenia.

Im Lukasevangelium lese ich ähnliche Verse wie bei Matthäus: »Selig, die ihr jetzt weint, denn ihr werdet lachen.« (Lk 6,21). Und im Alten Testament heißt es: »Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit: [...] eine Zeit zum Weinen und eine Zeit zum Lachen, eine Zeit für die Klage und eine Zeit für den Tanz [...].« (Koh 3,1.4)

Ein Land in tiefster Trauer

Diese Seligpreisung Jesu und diese alttestamentliche Weisheit kann nur begreifen, wer die abscheulichen

Gräuel während des Genozids 1994 in Ruanda überstanden hat. Unser Land war in tiefster Trauer: Ich war zu dieser Zeit noch jung, aber die geschehenen Grausamkeiten kann ich nicht aus meinem Gedächtnis tilgen. Tausende von Menschen – darunter einige Verwandte und Freunde – wurden ermordet und niemand kümmerte sich darum. Es sah aus wie das Ende der Welt, jenseits aller menschlichen Vorstellungen.

Und als ob das alles nicht genug gewesen wäre, drangen vier Jahre später – im Jahr 1998 – Rebellen in mein Heimatdorf ein. Dabei machte ich eine

... denn sie werden getröstet werden

Interview mit einem Brasilienmissionar

Antonius Schauerte ofm lebt und arbeitet seit 44 Jahren als Franziskanermissionar im brasilianischen Nordosten. Zurzeit ist er als Gemeindeseelsorger in Floriano, im zweitärmsten Bundesstaat Brasiliens: Piauí, tätig. Als er im vergangenen September auf Deutschlandbesuch war, hat Augustinus Diekmann, der Leiter der Franziskaner Mission Dortmund (FM), »Frei Antônio« interviewt.

INTERVIEW: Augustinus Diekmann ofm | **FOTO:** Lucas Brägelmann

FM: Ist die Bergpredigt mit ihrer klaren Option für die Armen und einer bedingungslosen Feindesliebe Deiner Meinung nach eine Utopie oder ein realistisches Lebensprogramm?

Frei Antônio: Für mich ist die Bergpredigt auf keinen Fall eine Utopie, sondern Einladung, das, was Jesus da sagt, im konkreten Leben zu verwirklichen. Diese Werte bleiben immer eine Herausforderung, da wir sie als Menschen nie ganz umsetzen können. Aber ich habe mich in meiner Zeit in Brasilien, angesichts so vieler Not und Ungerechtigkeit, immer wieder auf den Weg der Option für die Armen gemacht: lernen von den Kleinbauern, glauben mit den Basisgemeinden, hoffen an der Seite der Entrechteten.

FM: In diesem Jahr bist Du schon 50 Jahre bei den Franziskanern. Was hat Dich damals hauptsächlich bewogen, in den Orden einzutreten?

Frei Antônio: Ordensleben war erstmal Teil unserer Familie. Ein Onkel war Franziskaner, ein anderer Weißer Vater und eine Tante war Vinzentinerin. Dazu kamen der regelmäßige Besuch von Franziskanern und das Vorbild meiner Lehrer im Franziskanergymnasium. Am meisten motivierten mich in der franziskanischen Lebensweise das »Kleinsein«, das »gemeinsam auf dem Weg sein« und die Nähe zu den Menschen, besonders zu den Armen.

FM: Hilft Dir das Lebensbeispiel eines Franz von Assisi dabei, die Armen nicht aus dem Blick zu verlieren?

Frei Antônio: Sicherlich! Seinen Ortswechsel als reicher Kaufmannssohn vom Zentrum Assisis zu den Ausgegrenzten außerhalb der Stadtmauer habe ich bei meinem Wechsel vom reichen Westeuropa ins »Armenhaus« Brasiliens nachvollziehen können. Wie bei Franziskus waren die Armen mehr als eine »Zielgruppe«. Sie waren unsere guten Nachbarn und Lehrmeister. Fast 20 Jahre lang ist mir in der Ausbildung des einheimischen Ordensnachwuchses immer wieder der Geist von Assisi begegnet, den das brasilianische Volk in beeindruckender Weise verkörperte.



FM: Siehst Du im jahrzehntelangen Einsatz der Franziskaner in Nordostbrasilien Fortschritte für Verarmte und »zu-kurz-Gekommene«?

Frei Antônio: Wir müssen da immer die Entwicklung einzelner Menschen betrachten. Ziele unserer Arbeit waren und sind, den Armen ihre Würde zurückzugeben, sie als Subjekte ihres Lebensweges zu bestärken und ihnen menschenwürdige Zukunftsperspektiven zu erschließen. Dabei spielten und spielen die Familien, die Gemeinden und oft auch die Basisbewegungen eine entscheidende Rolle. Natürlich gibt es bei allen Bemühungen auch Enttäuschungen und Rückschritte.

FM: Wie erlebst Du Rückschritte auf sozialer Ebene? Braucht es, zum Beispiel angesichts wachsender Korruption, nicht viel Geduld, um Enttäuschungen aushalten zu können?

Frei Antônio: Korruption geht in Brasilien durch alle gesellschaftlichen Schichten. Sie ist leider zu einem festen Element der Kultur geworden. Und das zu ändern, braucht sicher sehr viel Geduld. Wir versuchen, neue Werte zu säen: in der Verkündigung, in der Schulbildung, in den Gemeindegruppen und in Kampagnen. Aber es ist wie bei einem, der einen Obstbaum pflanzt: Vielleicht wird er selber von den Früchten gar nicht mehr essen können.

Hauptakteur hin zu mehr Gerechtigkeit und Teilhabe ist das Volk. Wir müssen lernen, uns den Schritten der Menschen anzupassen. Natürlich säen wir oft mit Tränen, aber auch mit der festen Hoffnung, einmal in Freuden ernten zu können.

FM: Aber verzweifelst Du als Deutscher manchmal nicht daran, dass alles so langsam geht?

Frei Antônio: Ich habe gelernt, Gelassenheit nicht mit Trägheit oder Passivität zu verwechseln. Bewusstseinsbildung braucht Zeit! Vor allem, wenn wir auf die über 500-jährige Unterdrückungsgeschichte Brasiliens blicken: Kolonialzeit, Sklaverei, Militärdiktaturen und Neoliberalismus. Gebeugte Menschen kann man nicht von einem zum anderen Moment aufrichten. Wir sind mit dem brasilianischen Volk unterwegs – auch als Deutsche!

FM: Fühlst Du Dich denn heute mehr als Deutscher oder als Brasilianer?

Frei Antônio: Meine Heimat heute ist Brasilien. Dort lebe ich meinen Alltag, arbeite mit den Menschen, pflege Kontakte und Freundschaften. Natürlich kann ich nicht zu 100 Prozent Brasilianer werden. Meine Lebenswurzeln sind eben deutsch und die Grundzüge meiner Persönlichkeitsstruktur wurden in meiner Kindheit und Jugend in Deutschland geprägt. Vielleicht kann man das so ausdrücken: Ich fühle mich wie ein Wanderer zwischen zwei Welten. Aber die Wirklichkeit und die Menschen im brasilianischen Nordosten sind mir ganz besonders ans Herz gewachsen.

FM: Bist Du ein Kind von Traurigkeit oder eine Frohnatur?

Frei Antônio: Auf dem Fundament christlicher und franziskanischer Werte schaue ich mit Hoffnung und Zuversicht in die Zukunft. Allerdings halte ich meine Augen offen und meinen Realismus wach. Und meine Freude soll keine oberflächliche Heiterkeit sein, sondern sie nährt sich, wie Papst Franziskus sagt, vom Evangelium, einschließlich der Visionen einer Bergpredigt.

FM: Hast Du noch eine Schlussbotschaft für unsere Leserinnen und Leser?

Frei Antônio: In einer Welt, die mehr und mehr zusammenrückt, sind wir nicht allein. Wir sind gemeinsam auf dem Weg und Gott ist mit uns. Die solidarische Gemeinschaft, über alle Grenzen hinaus, bestärkt mich, auch weiter in meinem Alltag und zusammen mit meinen Brüdern gegen die Nöte der Menschen anzukämpfen.

FM: Leidest Du an der Trägheit der Entwicklung hin zum Besseren? Gehörst Du zu denen, die »mit Tränen säen«?

Frei Antônio: Als ich vor 44 Jahren in Brasilien ankam, war ich fest davon überzeugt, dass die Millionen landloser Bauern schon bald eine gerechte und umfassende Agrarreform erzwingen müssten. Doch wir warten bis heute auf diese Reform – leider ganz ohne Perspektive. Im Gegenteil: Die aktuelle Regierung dreht das Rad noch weiter zurück. Und auch mit den bevorstehenden Wahlen habe ich wenig Hoffnung auf positive Veränderungen. Es braucht Geduld mit langem Atem! Denn der

Selig, die keine Gewalt anwenden

Friedensarbeit im Armenhaus Brasiliens

Wir stehen vor dem Fest der Geburt Jesu. In dieser Zeit sind unsere Spiritualität und Gefühle geprägt von Hoffnung, von Abwarten, denn der Retter kommt bald! Das stärkt auch von neuem unsere Vision vom Frieden.

TEXT: Maria Arli Sousa Nojosa CF | **FOTOS:** Augustinus Diekmann ofm; Maria Arli Sousa Nojosa CF



Beim letzten Besuch im September 2018 stellten Schwester Arli und der Freiwillige Daniel ihre Projektarbeit vor.

gegen Frauen ist schockierend, fast schon ein »Feminizid«. Im Bundesstaat Piauí erschreckt außerdem eine hohe Zahl von Selbstmorden. Angesichts dieser Gewalt kommt immer wieder die Frage auf: Findet man in einem so aggressiven Umfeld und dem damit einhergehenden Gefühl von Ausweglosigkeit Menschen, die nach dem Prinzip der aktiven Gewaltlosigkeit handeln? Die Antwort ist: Ja!

Gewalt in Familien

Daniel ist ein 16 Jahre alter Jugendlicher. Geboren und aufgewachsen ist er im Stadtviertel Vila Ferroviária, einem sehr gewalttätigen Teil Teresinas. Seine Kindheit war vom Leben mit seiner Mutter Rosa und seinem Stiefvater José geprägt. Auf erschreckende Weise erfuhr Daniel aus nächster Nähe die Brutalität, mit der José seine Mutter behandelte: Versuche von Erwürgen oder Erstechen. Eines Tages artete die Gewalt dermaßen aus, dass er seiner Frau den Arm brach. Rosa war José total untergeben, sogar, wenn er ihr verbot, mit den Nachbarn zu reden. Und doch kam es auch immer wieder zu Trennungen des Paares. Daniel kam oft weinend in unsere Kinder- und Jugendgruppe, manchmal auch völlig verstört und ohne jede Lust, an den Aktivitäten teilzunehmen.

Um die familiäre Situation, in der Daniel lebte, besser verstehen zu können, besuchte die Sozialassistentin unseres Pro-

Trotz alledem erscheint Teresina, die Hauptstadt des brasilianischen Bundesstaates Piauí, schon im zweiten Jahr in Folge auf der Liste der gewalttätigsten Städte der Welt. Am 8. März 2018 veröffentlichte die Tageszeitung »Oito Meia« eine internationale Untersuchung der mexikanischen Organisation »Sicherheit, Gerechtigkeit und Frieden«, in der Teresina für das Jahr 2017 mit einer Tötungsrate von 37,05 Prozent pro 100.000 Einwohner auftaucht. Das sind 315 Ermordete durch gezielten Totschlag und Überfälle. Die aktuelle Sicherheitslage in Teresina ist alarmierend. Die Weltgesundheitsorganisation charakterisiert alles, was über zehn Getötete pro 100.000

Einwohner als »epidemische Gewalt«. In Teresina ist diese Zahl fast viermal so hoch!

Im Fadenkreuz der Gewalt sind vor allem folgende gesellschaftliche Gruppen: Frauen, Kinder, Transvestiten, Transsexuelle, Homosexuelle, Afro-Brazilianer, wobei vor allem Jugendliche in den Elendsvierteln der Städte betroffen sind. Die Jugend, ohne Studien- oder Arbeitsperspektiven, verfällt mehr und mehr falschen Verlockungen aus der Welt der Prostitution, der Drogen und des Drogenhandels sowie des organisierten Verbrechens, vor allem in Richtung Diebstähle und Überfälle. Die Rate der Gewalt- und Tötungsdelikte



Der 16-jährige Daniel bei seinem freiwilligen Einsatz im Sozialprojekt »Educar para Cidadania« (Bildung hin zum mündigen Bürger)

Kinder und Heranwachsende für Theaterspielen, Handarbeiten, Kunst durch Recycling, Baumpflanzen am Ufer des Poty-Flusses oder Mitarbeit im Gemeinschaftsgarten zu gewinnen. Um seine eigene Familie finanziell zu unterstützen, baut Daniel Drachen, die er dann in der Stadt verkauft. Er ist außerdem ein sehr guter Ratgeber, hört bestens zu und hat immer auch Worte der Ermutigung.

Solche Lebensgeschichten stärken unseren Glauben an Jesu Worte: »Selig, die keine Gewalt anwenden; denn sie werden das Land erben.« (Mt 5,5) Wir sind überzeugt, dass Projekte wie das unsere entscheidend dazu beitragen, uns beim Aufbau von »Paz e Bem« (Frieden und alles Gute) zu bestärken. Daniel wurde ein überzeugter und überzeugender Botschafter des Lebensprinzips der aktiven Gewaltlosigkeit. Seine Waffen sind Liebe, Zuhören, Umarmen und Solidarität.

Gelobt seist du, mein Herr, durch alle, die den Frieden fördern!

Die Autorin **Maria Arli Sousa Nojosa** gehört zur Kongregation der Franziskanischen Katechetschwestern und leitet in Teresina in Piauí das Sozialprojekt »Educar para Cidadania«.

Übersetzung aus dem Portugiesischen: Augustinus Diekmann ofm

leben zu haben. Außerdem ist José ein guter Hausmann geworden, der Rosa bei der Hausarbeit hilft.

Inspiration für Frieden

Daniel seinerseits hat seine Mutter schon als Kind ermuntert, sich in unserem Projekt und in der kirchlichen Basisgemeinde São Francisco zu engagieren. Dort fand der Junge die Einsicht, als junger Mensch stets gewaltfrei zu handeln. Wenn er auch immer wieder Momente voller Aggressivität erleben musste, hat er sich von diesen schlimmen Kindheits-erfahrungen nicht anstecken lassen: Und auch nicht von der Gewalt, die er heute noch in seinem Stadtteil erfährt. Ganz im Gegenteil: Daniel war in der Lage, seine Lebenssituation zu drehen, seine Traumata zu überwinden und mit seinen 16 Jahren sogar ehrenamtlicher Mitarbeiter in unserem Sozialprojekt zu werden. Dreimal pro Woche engagiert er sich bei der Schulaufgabenhilfe und in der Alphabetisierung. Seine künstlerischen Talente setzt er ein, um andere

Wilfried Meinharth heißt der Künstler, der die Malerei »Bergpredigt« auf der folgenden Mittelseite geschaffen hat. Mit seinem Werk möchte er das richtige Verhältnis seines Glaubens zur realen Welt suchen. Der Maler selbst schreibt: »Jesus steht nicht über uns, erhöht, sondern er ist mitten unter uns. Er ist die wichtige Orientierung und dies auch für jeden Tag. Er ist nicht groß über allen, er verschattet nicht den Geringsten, sondern das Licht ist gerecht verteilt und leuchtet aus denen heraus, welche Gott in sich haben. Jesus zeigt uns einen Weg aus Tod, Unterdrückung etc. auf der einen Seite, auf der anderen Seite ein Leben in Einfachheit, Freude und Zufriedenheit (links vorn Dornen, rechts grüne Pflanzen mit Früchten). Wir sind viele Individuen, die sich mehr gleichen als unterscheiden (starke Abstraktion der Gesichtszüge). Wir werden große Probleme nur bewältigen, wenn wir uns mit unseren verschiedenen Talenten helfen, nicht ständig im gegenseitigen Vergleich sind und uns dadurch die Kraft und Liebe nehmen, welche uns allen doch von Anfang an geschenkt wird.«

TEXT ZUR MITTELSEITE



Selig, die hungern und dürsten...

Begegnungen bei Suppe und Brot in Köln

Seit 1996 engagieren sich in Köln Franziskaner in der Seelsorge für wohnungslose Menschen. Ein wesentlicher Teil der Wohnungslosenseelsorge besteht in der aufsuchenden Arbeit auf den Straßen und Plätzen rund um den Hauptbahnhof und den Dom, dort wo Obdachlose eben »wohnen« beziehungsweise »Platte machen«, wie sie es nennen. Hinzu kommen regelmäßige Besuche in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe und bei den ehrenamtlich organisierten Suppenausgaben auf offener Straße. Beim gemeinsamen Essen ergibt sich so manches Gespräch über die Sehnsucht nach Glück und den Hunger nach einem guten Leben – und über die Frage, wo Gott denn bei alledem zu finden sei.



Ein Mahl auf der Straße:
Petra und André (Namen geändert)
lassen es sich schmecken.

febedürftigen außer mir selbst, außer meinem Ohr und meiner Zeit, nicht viel anbieten. Doch was eben auch gefragt ist, das sind Verständnis und Mitgefühl für die Schicksale dieser Menschen, deren Biografien von so manchem Lebensunfall durchkreuzt wurden. Es sind Geschichten, die von Gewalt, von zerbrochenen Beziehungen, Missbrauch, Armut und Schul-

den, von Sucht, Krankheit oder Einsamkeit erzählen. Aber eben immer wieder auch von Hoffnung, von Zuversicht und dem Willen, neu anzufangen. Kurz: Geschichten vom Hunger nach einem guten Leben.

Sehnsucht nach gutem Leben

Bei der abendlichen Suppenausgabe traf ich zum Beispiel auf Andy (Name geändert), einen 38-jährigen Mann aus Polen mit Irokesen-Haarschnitt. Er war Punker, war bewusst ausgestiegen aus der »normalen«, der traditionellen Gesellschaft seiner polnischen Heimatstadt und zog nun schon seit einigen Jahren durch Deutschlands Großstädte.

An einem Abend saß ich während der Suppenausgabe neben ihm auf dem Bürgersteig und er erzählte mir von seinem bewegten Leben. Von früherster Kindheit an war das Zusammenleben in seiner Familie von Gewalt und Alkohol geprägt. Je älter Andy wurde, umso mehr spürte er, dass sein gewalttätiger Vater von den Anforderungen der Fabrikarbeit wie auch in seiner Rolle als Vater von vier Kindern völlig

überfordert war. Andy fragte sich häufig, ob sein eigenes Leben überhaupt noch lebenswert sei; denn oft fühlte er sich ohnmächtig und ausgeliefert. Ab dem 15. Lebensjahr durchlitt er immer wieder Phasen tiefer Niedergeschlagenheit und Depression. Er kapselte sich von seiner Familie und seinen Freunden ab und hatte gelegentlich sogar Suizidgedanken. In dieser Zeit begann er auch, regelmäßig Cannabis zu konsumieren.

Irgendwann kam er für sich an den Punkt, an dem er »abhauen« und neu anfangen müsse, wenn er nicht vollends in Depression und Drogen versinken wolle. Die Sehnsucht nach einem guten Leben und nach Selbstentfaltung waren einfach noch zu stark in ihm, um ganz aufzugeben. Und so floh er aus seinem bisherigen Umfeld in Polen, zog gen Westen und reiste fortan durch Deutschland.

Bald schon entdeckte er für sich das Punker-Sein. Ihm gefiel das Anarchische im Lebensstil und in der Musik der Punk-Kultur. Doch man nimmt sich selbst ja immer mit – egal wie weit man flieht. So war es auch bei Andy. Die Depressionen holten ihn immer wieder ein. Und der Konsum von Alkohol und Haschisch in immer größeren Mengen machte es auch nicht besser. Deshalb plant er jetzt, eine Entgiftung zu machen und zu versuchen, von der Straße wegzukommen.

Brot teilen

Während er mir all das erzählte und ich einfach nur zuhörte, löffelte er seine Gemüsesuppe und biss gelegentlich in eine dicke Scheibe Graubrot. Plötzlich meinte er zu mir: »Du hast ja gar nichts zu essen!« Er brach sein Brot, reichte mir eine Hälfte und sagte: »Lass es dir schmecken!« Wortlos aßen wir. Ich war tief berührt und dankbar. »Das war ja gerade wie die Geschichte von den Emmaus-Jüngern im Lukas-Evangelium!«, dachte ich im Stillen. Damals erkannten die beiden Jünger den auferstandenen Jesus am Teilen des Brotes. Was ich da gerade mit Andy erlebt hatte, war für mich ganz ähnlich: eine eucharistische Erfahrung, ein Vorgeschmack von Kommunion, von Gemeinschaft miteinander und mit Gott.

An einem anderen Abend kam ich am Appellhofplatz mit Stefan (Name geändert), einem



Bei der Suppenausgabe
am Kölner Appellhofplatz

wohnungslosen jungen Mann aus Freiburg, ins Gespräch. Wir unterhielten uns über Armut und Reichtum. Für ihn war es selbstverständlich, dass er das, was er besaß, mit anderen Menschen, die auf der Straße leben, teilte. »Wer viel Geld hat, der hat Einfluss und Macht«, erklärte mir Stefan seine Sicht der Dinge. »Und womöglich hält er sich deshalb auch für wertvoll. Wer Geld hat, der fühlt sich vor den Risiken des Lebens sicher. Geld regiert die Welt und so wird dem Geld und der Profitgier oftmals jeder andere Wert geopfert, egal, ob dabei die Schöpfung zerstört, Menschen ausgebeutet oder Kriege angezettelt werden.« Ich staunte über diese starken Worte. »Ich selbst bin jedenfalls nicht arm«, meinte er schließlich zu mir. »Ich habe doch Freunde. Was will ich denn mehr?«

Beziehungen und Begegnungen

Ich glaube, Stefan hat recht: Wir verpassen unser Leben, wenn wir glauben, dass wir eine Menge Geld brauchen, um glücklich zu sein. Menschen leben wahrscheinlich viel zu oft nach der Devise: »Jetzt muss ich erst mal fleißig arbeiten, um Geld, Erfolg und Macht anzusammeln. Aber später, da werde ich dann Geld und Zeit genug haben und kann das Leben genießen.« Diese Rechnung ist trügerisch und wird nicht aufgehen.

So zeigen mir die Begegnungen mit den Menschen auf Kölns Straßen und Plätzen neben viel Elend und Ohnmacht auch immer wieder das Eine: All die Dinge, aus denen wir wirklich leben, sind nicht für Geld zu haben. Wertvoll wird unser Leben durch die Beziehungen, in denen wir stehen. Und reich werden wir durch das, was wir miteinander teilen. Besonders, wenn es das Brot ist!

TEXT UND FOTOS: Markus Fuhrmann ofm

Jeden Abend um 21 Uhr versammeln sich am Appellhofplatz in der Nähe des Kölner Hauptbahnhofs rund 80 Menschen und erwarten den Lieferwagen der Emmaus-Gemeinschaft. »Miteinander leben, arbeiten und helfen« – so lautet das Motto dieser vor rund 60 Jahren von Abbé Pierre in Paris gegründeten Bewegung. Kölner Emmaus-Mitglieder und weitere Ehrenamtliche verteilen auf dem Appellhofplatz Abend für Abend frisch zubereitete Suppe und Brot sowie Kaffee und Tee an Bedürftige.

Als Wohnungslosenseelsorger komme ich ebenfalls zu dieser abendlichen Suppenausgabe. Manchmal kann ich die Menschen hier mit Informationen über die Angebote der Kölner Wohnungslosenhilfe oder mit Essens-Gutscheinen der verschiedenen Kontakt- und Beratungsstellen unterstützen. Im Winter habe ich auch schon mal Socken oder Schlafsäcke dabei. Aber oft kann ich den vielen Hil-



Der Autor **Markus Fuhrmann** gehört zur Leitung der Deutschen Franziskanerprovinz und ist Obdachlosenseelsorger im Franziskanischen Zentrum Gubbio in Köln.

Die abendliche Suppenausgabe
auf dem Kölner Appellhofplatz

Hunger nach Gerechtigkeit

Basisbewegung zum Schutz eines brasilianischen Flusses



»Gesegnet, die Hunger und Durst nach Gerechtigkeit haben, denn sie werden gesättigt werden.« (Mt 5,6) Nach Gerechtigkeit zu streben, ist ein harter Weg, der nur mit viel Ausdauer und jeden Tag in vielen kleinen Schritten zu schaffen ist. Hunger und Durst sind überlebenswichtige Empfindungen, Essen und Trinken die Grundbedürfnisse dazu. Jesus lädt zur notwendigen Suche nach dem Glückhsein, Frucht wahrer Gerechtigkeit, ein.

TEXT: Rodrigo de Castro Amédée Péret ofm und Salvador Alves de Oliveira | **FOTOS:** Eber Moreira de Alcantara; Rodrigo de Castro Amédée Péret ofm

Zahlreiche Regionen der Welt sehen sich mit rasanten Veränderungen, wachsenden Bedrohungen und Verletzbarkeiten konfrontiert. Viele dieser Unsicherheiten entstehen durch wirtschaftliche und politische Krisen. Im Süden der Welt hat zum Beispiel die Ausbeutung von Bodenschätzen rapide zugenommen und provoziert immense Verwüstung im Lebenssystem unseres Planeten. Deshalb ist unsere Sorge um die Bewahrung der Schöpfung ein fester Bestandteil der Suche nach soliden und nachhaltigen Lösungen geworden – unter Einbezug der Armen.

In diesem Kontext verfolgt die »Franziskanische Aktion für Ökologie und Solidarität« (AFES), mit Unterstützung der Franziskaner Mission, ein Projekt, das vom raubbauerischen Bergbau betroffenen Gemeinden im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais (wörtliche Übersetzung: »allgemeine Bergwerke«) mit Rat und Tat zur Seite steht. Der Bergbau schreitet hier voran, ohne feste Reglementierung und ohne die Beachtung internationaler Umwelt- und Sozialstandards. Die betroffene Bevölkerung leidet unter ständiger Verletzung ihrer Rechte und unter den großen Umweltzerstörungen.

Für Rechte eintreten

Der folgende Bericht von Salvador Alves de Oliveira spricht von einem über fast zehn Jahre erkämpften Sieg, an dem auch unsere »Franziskanische Aktion für Ökologie und Solidarität« Anteil hatte.

»Dieser Ort [Abadia dos Dourados im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais] entstand durch kleine Grabungsprojekte, manuell betrieben von den einfachen Leuten der dortigen Gegend. Im Jahr 2002 kamen große Unternehmen mit Schürfbaggern in allen Größen. Sie waren auf der Suche nach Diamantenvorkommen in Flüssen und Bächen, die bisher die Wasserversorgung der Region sicherten. Mit den ausgebagerten Flussbetten, zerstörtem Uferbewuchs und den damit einhergehenden Erosionsschäden, wahllosem Entsorgen von Altöl und einem höllischen Lärm verschwanden Fische, Vögel sowie andere Tiere. Die meisten Gewässer waren für Mensch und Tier nicht mehr als Trinkwasserquelle nutzbar. Schlimmer noch wurde es im Jahr 2006, mit dem Kommen des Bergbauunternehmens »Diamante do Triângulo Mineiro« (DTM). Der raffinierte Besitzer baute gleich gute Beziehungen zu den Baggerfahrern, dem Bürgermeister, den örtlichen Geschäftsleuten und sogar zum Chef

Bewohnerinnen und Bewohner von Abadia dos Dourados fordern auf einer Demonstration: »Setz dich ein für unser Anliegen! Hilf, den Fluss Dourados zu retten.«

der staatlichen Umweltbehörde (Instituto Estadual de Florestas) auf. Sein Unternehmen organisierte große Feste, verteilte Geschenke an die Bewohner und suchte auf diese Weise Sympathie und Unterstützung für seine Pläne. Außerdem versprach er Arbeitsplätze, Steuerzahlungen und sogar den Ausbau des örtlichen Abwassersystems. Dadurch weckte seine Firma Träume und Gier unter den Bürgern und bekam so mit Leichtigkeit die nötigen Genehmigungen der Umweltbehörde, des Bürgermeistersamts und anderer öffentlicher Stellen.

Aber das Bergbauunternehmen unterschätzte die kritische Neugier der Bewohner, deren Misstrauen durch die immer größeren Maschinen zunahm. Eine Gruppe von Bürgern organisierte sich, um mehr Informationen zu erhalten. So wurden Pläne entdeckt, die Flussbetten des Rio Dourados (wörtliche Übersetzung: »Goldener Fluss«) und mehrerer Nebenflüsse zu verlegen und damit völlig zu verändern. Die Leute begannen sich zu fragen: Warum waren die in ihrer Region historisch gewachsenen manuellen Grabungen jetzt verboten, der Tagebergbau durch große Unternehmen mit riesigen Schürfbaggern wurde aber erlaubt? Je mehr neue Informationen auftauchten, desto mehr Fragen gab es. Die Menschen wurden immer verschreckter und verärgelter.

Die Stimme erheben

Schließlich gründeten die Bewohner von Abadia dos Dourados eine Bewegung zur Verteidigung ihres Flusses. Sie organisierten eine Unterschriftenaktion in der gesamten Stadt und in den Nachbarorten, die auch am Rio Dourados lagen. Mit den gesammelten Unterschriften konfrontierten sie die Verantwortlichen der staatlichen Umweltbehörde, die örtlichen Politiker, Nichtregierungsorganisationen, soziale Bewegungen, die Universität und Gewerkschaften. Im Jahr 2008 kam es schließlich, mit der wertvollen Hilfe vieler Organisationen und Bewegungen, zu einer öffentlichen Anhörung. Das war toll! Der größte Saal der Stadt konnte die vielen Menschen nicht fassen, die aus allen Orten des Landkreises angereist waren, um mit einer Stimme zu sprechen: »Nein zu DTM! Weg mit diesem Bergbauunternehmen!« Die Regierungsvertreter des Bundesstaats Minas Gerais waren von der Resonanz überrascht und hörten auf die Forderungen der betroffenen Bürger, die es schließlich schafften, dass die Firma ihre Tätigkeiten in Abadia dos Dourados einstellte.

Das Volk hatte verstanden, dass der Rio Dourados nicht der Regierung gehört und auch nicht den großen Unternehmern, sondern dass es die Verpflichtung jedes Bürgers ist, den Fluss zu schützen.

Denn alles, was dem Fluss passiert, hat Auswirkungen auf seine Uferbereiche und auf alles, was in seiner Umgebung lebt. Nach dem Sieg zum Wohle aller ist noch vieles geschehen: Die Leute hörten nicht auf, sich zu engagieren. Um das Umweltbewusstsein wachzuhalten, riefen sie den »Dia do Rio Dourados« ins Leben, ein Tag mit zahlreichen Aktivitäten in den Schulen und einem großen Stadtfest. Dieser Festtag hat seit 2017 einen festen Platz im Jahreskalender des Landkreises.

Die Bevölkerung hat mehr und mehr gelernt, Verbrechen gegen die Umwelt mutig anzuklagen, so zum Beispiel im Fall von Waldrodungen, Holzkohleherstellung im großen Stil und anderer Vergehen. Zum Schutz der Wälder und Quellgebiete kam es, über diese Beschwerden hinaus, auch zu groß angelegten Baumpflanzaktionen. Außerdem wurde ein Verein für Müllsammeler von recycelbarem Material gegründet. Und es gibt heute eine bessere Kontrolle über die in ihrer Zahl stark reduzierten Schürfbagger. Jetzt fordern die Bürger von den verantwortlichen Politikern Lösungen für die Abwasserversorgung und Müllproblematik ihrer Stadt. Artenschutz ist ein großes Anliegen, wie zum Beispiel im Fall des Landkanarienvogels (»canário da terra«), den man jetzt nicht mehr fangen und verkaufen darf. Sie singen heute frei und fröhlich in den Straßen der Stadt. Mammutbäume (»perobas rosas«), wohl die größten in Minas Gerais, dürfen jetzt nicht mehr abgeholzt werden. Der öffentliche Druck hat sogar dem inkompetenten Chef der staatlichen Umweltbehörde das Amt gekostet.

Mit dem Riesenerfolg im Rücken setzen sich die Menschen nun auch für weitere Projekte ein. Denn was man liebt und woran man hängt, das schützt man! Menschen, Flüsse, Tiere und Wasser sind in einem Ökosystem verbunden und teilen daselbe Schicksal.«



Der Autor **Rodrigo de Castro Amédée Péret ofm** ist Leiter der »Franziskanischen Aktion für Ökologie und Solidarität« (AFES) im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais und Mitglied der »Bewegung Lateinamerikanische Kirchen und Bergbau«.

Der Co-Autor **Salvador Alves de Oliveira** ist Geographielehrer in einer öffentlichen Schule und Mitbegründer des Freundeskreises für den Fluss Rio Dourados.

Übersetzung aus dem Portugiesischen:
Augustinus Diekmann ofm

Selig die Barmherzigen

Lebensbeispiele aus Bolivien



Mahatma Gandhi, die große Seele Indiens, hat kurz vor seinem gewaltsamen Tod im Jahr 1948 die sieben »Todsünden« der modernen Zivilisation definiert: Reichtum ohne Arbeit, Genuss ohne Gewissen, Wissenschaft ohne Werte, Politik ohne Prinzipien, Wissen ohne Charakter, Geschäft ohne Moral und schließlich: Religion ohne Opferbereitschaft. Religion ohne Opferbereitschaft ist reiner Kult, ist Wellness- oder Wohlfühlesoterik, bei der der Mensch nur um sich selbst kreist und dabei den Nächsten übersieht. Einem Glauben ohne Taten fehlt die soziale Relevanz.

TEXT UND FOTOS: Robert Hof

Dieser modernen Sünde der »Religion ohne Opferbereitschaft«, wie sie Gandhi definiert hat – der ein Verehrer des Christentums war –, steht die Seligpreisung Jesu gegenüber: »Selig die Barmherzigen ...« (Mt 5,7). Dazu leiten sich die sieben leiblichen Werke der Barmherzigkeit aus der sogenannten Gerichtsrede am Ende der Zeit ab, wie wir sie im 25. Kapitel des Matthäusevangeliums finden.

Was für eine eindrucksvolle Szene, die uns Matthäus zeichnet, vom Gericht am Ende der Zeiten! Eine durchaus beunruhigende Szene.

Am Ende der Zeit wird der Menschensohn in all seiner Herrlichkeit kommen und sich auf den Thron der Herrschaft setzen. Er wird alle Völker der Erde zu sich rufen und um sich versammeln. Er wird Gericht halten, um die Guten von den Bösen zu scheiden.

Dabei fragt er nicht nach Frömmigkeit, nicht nach dem rechten Glauben, sondern allein nach den rechten

Taten. Es zählen ausschließlich die Taten der Liebe und Barmherzigkeit. Handfeste, konkrete Taten an Menschen, die in Not sind, die der Hilfe bedürfen, die hungern, die dürsten, die fremd und obdachlos sind, nackt, krank oder im Gefängnis. Die Kirche nennt sie die »Werke der Barmherzigkeit« und nimmt als weiteres Werk der Barmherzigkeit noch das Bestatten der Toten hinzu.

Dienst am Nächsten

Der Weltenrichter, der König – das ist Jesus Christus selbst –, identifiziert sich derart mit den Armen, den Leidenden und Schwachen, dass er den Gerechten antwortet: »Was ihr für einen meiner geringsten Brüder oder Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan.«

Den anderen aber hält er vor: »Was ihr für einen meiner geringsten Brüder oder Schwestern nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan.«

In den Armen und Notleidenden begegnet uns Jesus Christus selbst. Der

wahre Gottesdienst ist also der Dienst am Nächsten. Oder: Dienst am Nächsten ist gleich Gottesdienst. Und dies war und ist religionsgeschichtlich gesehen eine Revolution. Es ist die Quintessenz der christlichen Botschaft von der Nächstenliebe.

Man kann die Wirkungsgeschichte dieser Rede vom Weltenrichter, wie sie uns Matthäus überliefert hat, nicht hoch genug schätzen. Sie war und ist auch die große Triebfeder der Mission. Das Charisma eines heiligen Franziskus bestand auch darin, dass er die Rede von den Werken der Barmherzigkeit wörtlich nahm.

Die kulturelle und soziale Kraft des Christentums verdankt sich eben dieser Rede. So kam es in allen Winkeln der Welt, wo das Christentum gepredigt wurde, bald zum Bau von Krankenhäusern und Hospizen, zu Anlaufstellen und Sozialstationen für Menschen in Not, zum Aufbau einer Gefangenenseelsorge, von Suppenküchen, Kleiderkammern und Teestuben für Obdachlose, von Einrichtungen und Arbeitskreisen, die sich um die Integra-

Obdach geben:
Behausung nach dem Umbau

tion von Fremden, wie Asylbewerbern, bemühen, und nicht zuletzt zum Bau von Schulen und vielem mehr.

Und wie viele Christinnen und Christen berührt dieses Wort Jesu: »Was ihr für einen meiner geringsten Brüder oder Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan« und motiviert sie zu Taten der ganz konkreten Nächstenliebe und Barmherzigkeit.

Bolivianische Nächstenliebe

In den sieben Jahren meiner Mission in Concepción in Bolivien durfte ich wahrnehmen, wie Franziskaner und Ordensschwestern verschiedener Kongregationen das »Selig, die barmherzig sind ...« leben, indem sie sich unermüdlich für die Armen einsetzen und ihnen durch handfeste Werke der Barmherzigkeit beistehen und helfen. Doch ebenso hat mich bewegt zu beobachten, wie die Armen selbst den Armen helfen.

Am Stadtrand von Concepción siedeln sich derzeit viele Menschen aus allen Teilen Boliviens an, um im Tiefland ihr Glück zu suchen. Meist kommen sie mit nichts und leben zunächst in bitterer Armut, bevor sie sich eine neue Existenz aufbauen können.

So war es durchaus üblich, in der Messe für eine Familie zu sammeln, die sich gerade in einer besonderen Notlage befand. Dabei gaben die Menschen in der Kollekte kein Geld, das die meisten eh nicht haben, sondern Lebensmittel. Da kamen dann zusammen: Öl, Mehl, Zucker, Nudeln, Reis, Bohnen, Linsen, Bananen, aber auch Zahnpasta und viel mehr.

Die Jugendlichen überbrachten dann nach der Messe freudestrahlend der bedürftigen Familie den Korb mit den Gaben, was die Beschenkten meist

zu Tränen rührte und zu dem frommen Wunsch veranlasste: »Möge Gott Euch das alles vergelten!«

Man handelt also nach dem Motto: »Ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben ...«.

Ereilte eine Familie ein schwerer Schicksalsschlag, eine Krankheit oder ein Unfall, wurde sogar Geld gesammelt. Auch wenn die paar kleinen Münzen, die zusammenkamen, nicht einmal ein symbolischer Beitrag waren für die horrenden Kosten eines Klinikaufenthaltes oder einer Operation, so war dieser Beitrag doch unendlich kostbar. Denn er ist ein Akt der Solidarität unter Nachbarn und Mitchristen, der von Herzen kommt. Es ist ein Glück, wenn ein Missionar dank Unterstützung aus der Heimat in so einem Fall helfen kann, und die Menschen dennoch selbst das ihrige dazu beitragen: also aktiv mithelfen, nicht zuletzt, indem sie den Kranken besuchen und mit ihm beten. »Ich war krank und ihr habt mich besucht ...« wird hier konkret umgesetzt.

Hilfe für Gefangene

In einem bolivianischen Gefängnis geht es gnadenlos und unbarmherzig zu. Darin herrschen weder Recht noch Gesetz. In der Hierarchie des Gefängnisses gilt nur noch das Recht des Stärkeren. Viele sitzen zu Unrecht im Gefängnis und können sich keinen Anwalt leisten. Ein Gefangener bekommt im Gefängnis nichts zu essen, das ist Sache der Angehörigen. Aber was, wenn die Angehörigen ganz woanders leben?

Die Franziskaner haben immer wieder das Gefängnis an der Plaza in Concepción besucht – ein trostloser, schmutziger Ort –, um den Gefangenen Speisen, die der Konvent übrig hatte, vorbeizubringen. Die Freude seitens der Gefangenen war groß, besonders, wenn es auch ab und zu ein Stück Kuchen gab.

Doña Ramona Hiemann, die mit ihrem Fahrrad durch Concepción streifte, um Empanadas (gefüllte Teigtaschen) oder Gelatina (Pudding) zu verkaufen, spendete oft von ihren

Arme speisen:
Lebensmittel als Kollekte



Köstlichkeiten den Gefangenen, obwohl sie doch von den bescheidenen Einkünften ihres Verkaufs ihren Lebensunterhalt bestreiten musste.

Und welch Trost bedeutete es für die Gefangenen, ob Unschuldige oder Verurteilte, wenn Franziskanerbischof Antonio Reimann selbst vorbeischaute, um mit ihnen zu reden, ihnen die Beichte abzunehmen oder inmitten des Gefängnisses mit ihnen die Heilige Messe zu feiern. »Ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen...« ist hier die Maßgabe.

Mehr Menschlichkeit

Diese Werke der Barmherzigkeit bedeuten noch keine strukturelle Veränderung, die auch unbedingt notwendig ist, aber ohne diese Taten würde unsere Welt erkalten. Sie sind so dringend nötig, damit auch die Kleinen und Schwachen mitkommen und damit es menschlicher zugeht auf dieser Erde.

Barmherzige Nächstenliebe als Gottesdienst – diese Gleichstellung erfährt in der Gerichtsrede von Matthäus ihre höchste Bestätigung. Schon die Sankt-Martin-Legende lebt von diesem Jesuswort, wenn Martin im Traum Christus mit der Hälfte seines Mantels bekleidet sieht!

In dem neuen geistlichen Lied »Jetzt ist die Zeit, jetzt ist die Stunde« heißt es in Anlehnung an die Gerichtsrede bei Matthäus sinngemäß: Der Herr wird nicht fragen: »Was hast Du erreicht, was hast Du gespart, was hast Du besessen, was hast Du Großes gegolten?« Seine Frage wird lauten: »Hast du mich erkannt? Ich war Dein Bruder an Deiner Seite um deinetwillen!«

Der Autor **Robert Hof** war sieben Jahre als Missionar in Concepción in Bolivien und ist seit Ende 2015 Pfarrer in Herz Jesu, München.

Kranke besuchen: Annemie Lecompte
aus Belgien, Musiklehrerin und Freiwillige



Selig, die ein reines Herz haben

Eindrücke einer Bolivienreise

Deutschland zählt zu den reichsten Ländern der Erde. Wir leben hier seit über 70 Jahren in Frieden und Wohlstand. Bei unvorhersehbaren Schicksalsschlägen des Alltags wie Krankheit oder Arbeitslosigkeit werden wir durch ein funktionierendes soziales Netz aufgefangen. Dennoch gibt es hier einige Bürgerinnen und Bürger, denen Sicherheit, Frieden und inneres Glück nichts bedeuten, die unzufrieden sind und nur nach materiellen Werten und Reichtum streben.

TEXT: Traudl Hackl | FOTOS: Georg Hackl

Bei unserer Reise durch Bolivien, einem der ärmsten Länder der Erde, begegneten meinem Mann und mir viele Menschen mit überwältigender Freundlichkeit und Herzenswärme und führten uns eindrucksvoll vor Augen, worauf es in einem erfüllten Leben wirklich ankommt.



Die Menschen begrüßen ihren alten Pfarrer Walter Neuwirth ofm.

Seit bereits 50 Jahren nehmen wir regen Anteil am Leben und Wirken von Franziskanerpater Walter Neuwirth, einem Cousin meiner Mutter, der sein Leben in den Dienst der Mission in Bolivien stellte. Über viele Jahre reifte in uns der Wunsch, die Wirkungsstätte unseres Verwandten einmal zu besuchen.

Walter Neuwirth ist inzwischen 83 Jahre alt und lebt auf der Altenstation der Franziskanerbrüder in Santa Cruz. Er hat sich für uns bei unserem Besuch in Bolivien aber gerne noch einmal auf den Weg gemacht, um uns seine alten Wirkungsstätten zu zeigen. Wir waren sehr

beeindruckt von den Hilfsprojekten, die die Franziskanerinnen und Franziskaner in den letzten Jahrzehnten für die einheimische Bevölkerung realisiert haben.

Beeindruckende Vielfalt

Neben den gut besuchten, feierlichen Gottesdiensten, an denen erstaunlich viele junge Menschen und Familien teilgenommen haben, ist uns vor allem der Besuch im Amazonasdorf Urubichá in Erinnerung geblieben. Bereits die Wegstrecke dorthin war ein Erlebnis: Auf der unbefestigten Straße mussten wir sogar einen Fluss durchqueren. Die üppige Vegetation und die vielen prächtigen Schmetterlinge faszinierten uns. Walter machte uns während der Fahrt aber auch auf den besorgniserregenden Raub von Tropenhölzern aufmerksam. Riesige Holzstämme warteten am Wegesrand auf den Abtransport und weithin sichtbare Rauchschwaden verrieten das ungebremste Abholzen des Urwaldes.

Während seiner Vorträge bei Heimatreisen nach Bayern berichtete Walter früher immer von seiner schönen Dorfkirche. Nun durften wir selbst das Lichtspiel der Morgen- und Abendsonne während der Gottesdienste bewundern, das eine tolle Stimmung in den Raum zauberte. Überhaupt waren die Gottesdienste geprägt von Herzenswärme, Musik und Lebensfreude, denn es wird immer viel musiziert und gesungen. Der Platz vor der Kirche mit den hohen, in allen Farben blühenden Bäumen ist Mittelpunkt von Urubichá und wird von den Bewohnerinnen und Bewohnern gerne als Treffpunkt angenommen.

Herzliche Offenheit

Beim ersten Spaziergang durch das Urwalddorf Urubichá, vorbei an meist ärmlichen und mit Palmwedeln gedeckten Hütten, wurde uns noch einmal sehr deutlich vor Augen geführt, dass Bolivien zu den ärmsten Ländern der Erde gehört. Die meisten Familien haben nur einen oder höchstens zwei Räume zur Verfügung, in denen sich das gesamte Leben abspielt. Die Fußböden bestehen aus gestampfter Erde, hier wird gekocht, gegessen, geschlafen und auch Hühner und Enten gehen ein und aus.

Trotz der für uns Deutsche sehr ärmlich anmutenden Lebensverhältnisse, trafen wir viele fröhliche Menschen, die Walter an jeder Ecke liebevoll begrüßten. Die Wiedersehensfreude, die Zeichen der großen Dankbarkeit und die überwältigende Begrüßung ihres ehemaligen Pfarrers durch die Gemeindemitglieder berührten unsere Herzen. Sie umarmten ihn und er bekam ein »Busserl« nach dem anderen. Mein Mann meinte lachend: »Wenn die Frauen Lippenstift aufgetragen hätten, so wäre Walter nicht mehr zu erkennen.«

Als Walter vor 50 Jahren nach Urubichá kam, lebten die Menschen im Urwald in extremer Armut. Straßen waren zur Regenzeit unpassierbar, es gab keine Brücken und es fehlte auch an medizinischer Versorgung. Der Alltag war bei einigen geprägt von Gewalt und Drogen. Somit war seine vordringlichste Aufgabe als Priester, Missionar und Entwicklungshelfer, den Menschen einen Sinn im Leben zu vermitteln. Er versuchte durch finanzielle Unterstützung, Anreize zum Bau eigener Lehmziegelhütten zu schaffen. Auch der Erwerb von Nutztieren und die Bildung für die Kinder wurden gefördert.

Alt und Jung warten auf Pfarrer Walter Neuwirth ofm.



»Wie, bitte, bekommt man in so einer Umgebung die Wäsche sauber?«, fragt man sich.



Traudl Hackl besucht die Hilfsprojekte der Haller Schwestern in Ascensión de Guarayos.



Die indigene Bevölkerung weiß um die große Hilfe, die ihnen seitens der Mission zuteil wird. Wir konnten uns selbst überzeugen, wie tatkräftig und in welch bewundernswerter Weise sich die franziskanischen Brüder und Schwestern für die Leute einsetzen.

Internet im Dorfcafé

Im Dorf selbst befindet sich ein kleiner Kaufladen, in dem man sich mit dem Nötigsten an Lebensmitteln versorgen kann. Gleich am Eingang steht ein großer Sack gefüllt mit Coca-Blättern, aus dem sich jeder für wenig Geld bedienen darf. Erstaunt waren wir auch darüber, ein Internetcafé zu entdecken, in dem einige in die Jahre gekommene Computer standen, die allerdings nur stundenweise funktionierten. Auch an so einem entlegenen Ort sind vor allem die jüngeren Menschen an Technologie interessiert und gut in der Lage, mit diesen Medien umzugehen. In vielen

Hütten – und waren sie noch so ärmlich – war zudem ein Fernsehapparat zu finden.

Einmal wurden wir von einer Familie zum Essen eingeladen, die einen kleinen Bauernhof bewirtschaftete. Die Leute waren auch sehr neugierig, etwas über uns zu erfahren. Der Vater der Familie hatte lange Jahre für die Kirche im Dorf gearbeitet, war stets sehr fleißig und hatte sich dadurch etwas Wohlstand erworben. Zu seinem Hof gehörten auch Ananasstauden, Kakaofrüchte und Grapefruitbäume. Am Rande des Dorfes sahen wir Bananenplantagen und im Dorf selbst wuchsen riesige Mango-, Papaya- und Zitronenbäume.

Ich staunte immer wieder während der Gottesdienste, dass vor allem die Kinder stets adrett und sauber mit weißem Hemd und schwarzer Hose gekleidet waren. Ich erkundigte mich, ob die Menschen eine Waschmaschine besitzen, was sofort lachend verneint

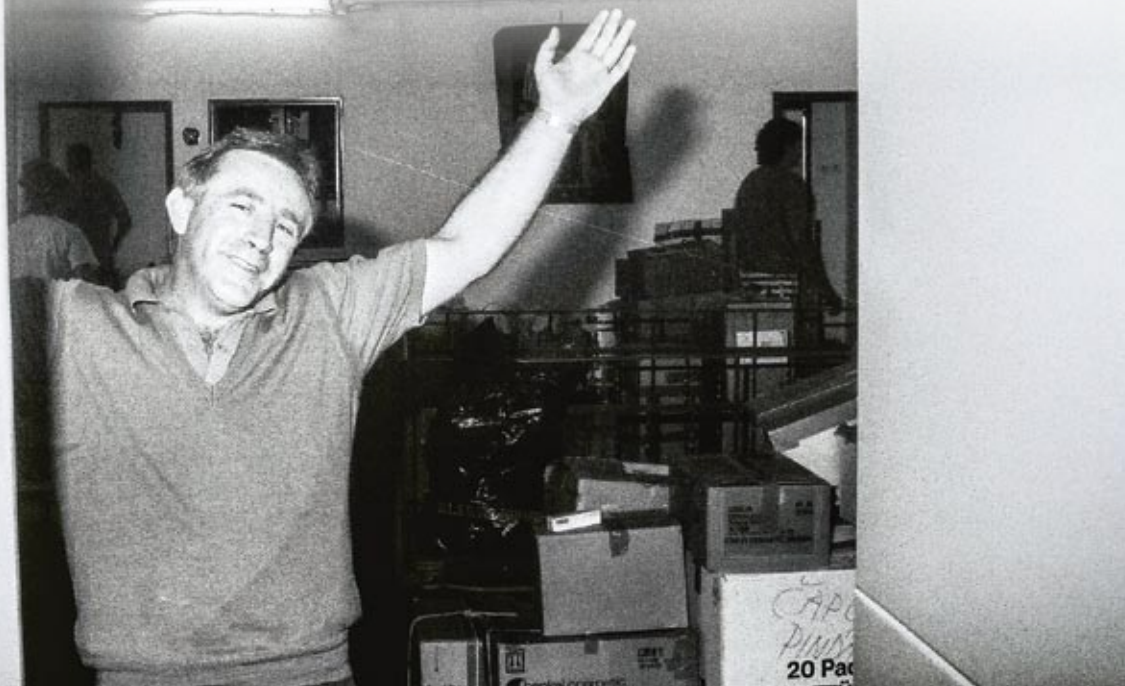
wurde. Daraufhin zeigten mir die Frauen die sogenannte Waschküche. Es war ein Wasserfall am Ende des Dorfes, an dem sie ihre Wäsche wuschen und auch ihr Kochwasser holten. Der Wasserfall war eher ein Rinnsal und ich kann mir bis heute nicht vorstellen, wie es den Frauen gelingt, eine derart blütenweiße Wäsche zu erhalten!

Wir wurden in Urubichá reich beschenkt durch die Begegnung mit den Menschen. Trotz ärmlichen Lebensverhältnissen sind sie froh, herzlich und gastfreundlich. Das große Gottvertrauen und die Dankbarkeit für ihr Leben ist ihnen in ihre viel und gerne lachenden Gesichter geschrieben.

Die Autorin **Traudl Hackl** lebt in der Gemeinde Mauern bei Freising. Zusammen mit ihrem Mann Georg Hackl erfüllte sie sich 2017 einen lang gehegten Wunsch und reiste nach Bolivien.

Selig, die Frieden stiften

Humanitäre Hilfe auf dem Balkan



Ivan Pajtak legt seine Hand auf den Schaltknüppel des weißen VW-Busses, lächelt noch einmal den Soldaten zu und tritt das Gaspedal durch. Zum Glück hat er gute Kontakte zum Militär, sonst wären wir hier nicht mehr durchgekommen. Es ist 1992 und Krieg in Kroatien. Die knapp 60 Kilometer lange Strecke von Otočac nach Gospić ist gesperrt, weil die serbischen Scharfschützen heute im Einsatz sind. Sie liegen nur ein paar hundert Meter nördlich der Straße. Der letzte Tote von vor zwei Tagen liegt jetzt im Krankenhaus von Gospić. Dort, wo wir hinwollen.

TEXT UND FOTOS: Dirk Planert

Ivan wird von Freunden Pajo genannt, nur in der Gemeinde wird er respektvoll mit Don Ivan Pajtak angesprochen. Pajo ist 39, katholischer Priester, dickköpfig, furchtlos, liebevoll. Ich bin 25, Student aus Deutschland, weniger furchtlos, genauso dickköpfig und lieben kann ich auch. Ich meine, das Leben lieben, auch das der Anderen. Das ist es, was uns verbindet. Vielleicht wird einer von uns heute sterben. Vielleicht nicht. Mit lebensmüde hat das nichts zu tun. Ganz im Gegenteil.

Wir sind früh am Morgen im Kloster »Marija pomoćnica« (»Maria hilft«) in der Hafenstadt Rijeka gestartet. Es gehört dem Salesianer Orden (SDB) und ist unser Lager für Hilfsgüter. Pajo leitet die Caritasstelle der Gemeinde. Vor ein paar Monaten bin ich dazugestoßen.

Ich hatte 1992 entschieden, mir das Elend im Kriegsgebiet des ehemaligen Jugoslawien nicht im Fernsehen anzusehen, sondern etwas dagegen zu tun. Durch eine Kette von Zufällen waren Pajo und ich uns begegnet und nach meiner ersten Hilfslieferung hatte ich mich entschlossen, ihm bei seiner humanitären Arbeit zu helfen. Nach nur sechs Monaten hatte mein gerade gegründeter Verein »Aktion Soforthilfe e. V.« 400 ehrenamtliche Helfer in über 30 Städten in Deutschland. So war es immer möglich, Pajos Lager mit Lebensmitteln, Medikamenten und Kleidung nachzufüllen. Die Caritas ernährte hunderte Flüchtlinge, ohne dass Pajo jemals interessierte, ob jemand katholischer Kroat, bosnischer Moslem oder orthodoxer Serbe ist. Unser Job war es,

Menschen zu helfen. Liebe verbindet. Hass spaltet. Wir haben geliebt.

Auch ich lebte 1992 im Kloster in Kroatien, hatte ein Zimmer und nahm nachts einen Straßenhund mit ins Bett. Der Winter war sehr kalt. Mein Alltag bestand nicht mehr aus der Uni, jungen Frauen und Partys. Jetzt waren es hungrige Menschen, Schwerverletzte in Krankenhäusern, die Euphorie humanitärer Erfolge, regelmäßig schlichtweg Angst und Schmerz. Jenen, den der Krieg macht.

Alltag im Kriegsgebiet

Häuser und Bäume fliegen an uns vorbei, der Motor kreischt. Von den Dörfern, durch die wir rasen, ist nicht viel übrig. Die Häuser wirken wie klagend Sterbende, mit ihren verrußten Fenstern. Alles ist zerbombt und geplündert. Ein

Empfang durch Don Ivan Pajtak im Caritaslager des Klosters »Maria hilft«, Rijeka, Kroatien 1992

paar Kilometer vor dem Ziel machen wir Halt an der Kirche des Dörfchens Lički Osik. Pajos Freund Don Alois Kukez lebt hier. Er hat eine Pistole mit nur einer Kugel im Magazin. Wenn die Četniks – rechtsradikale Serben – zurückkommen, dann will er nicht leiden müssen. Die eine Kugel ist für ihn selbst reserviert. Pajo lädt einige Kisten ab und Alois Kukez beginnt sofort, die Lebensmittel in seiner Gemeinde zu verteilen. Wir fahren weiter. In Gospić angekommen, weiß Pajo, wo die ärmsten Familien leben. Wir bringen Lebensmittel und laden am zerschossenen Krankenhaus Medikamente ab. Auf dem Rückweg sehe ich die strahlenden Gesichter der Menschen noch vor mir, die wir besucht haben. Pajo bringt nicht nur Lebensmittel. Pajo bringt Hoffnung, Zuversicht, etwas, das sich anfühlt wie Frieden. All diese Dinge, die man nicht kaufen kann. Pajo ist ein Bote des Guten.

So verging mehr als ein halbes Jahr. In den Flüchtlingslagern waren wir genauso bekannt, wie in den Krankenhäusern bis hinunter nach Mostar. Jeden Tag standen hunderte Menschen vor der Tür der Caritas und hofften auf Lebensmittel. Seit ich dazugehörte, musste Pajo niemanden mehr mit leeren Händen wegschicken. Wir haben uns auf eine wundersame Weise ergänzt. 2014 ist er gestorben, kurz nach unserem Wiedersehen. Er fehlt mir sehr. Von seiner Biografie weiß ich kaum etwas. Pajo kannte ich nicht durch die Dinge, die er sagte. Pajo kannte ich durch seine Taten. Er sprach ein paar Wörter Deutsch, ich noch kein

Spielende Kinder in der Innenstadt von Gospić während einer Hilfslieferung an das Krankenhaus

Kroatisch. Wir verstanden uns trotzdem. Seine Art Menschen zu begrüßen glich seiner Art zu leben. Mit offenen Armen und fröhlich.

Meine Zeit im Kloster endete unerwartet und plötzlich. Pajo hatte nie danach gefragt, zu welcher ethnischen Gruppe jemand gehört, der unsere Hilfe brauchte. Warum auch? Ab April 1993 aber, als die Kämpfe zwischen Kroaten und bosnischen Muslimen bei Bugojno begannen, sollten die Türen der Caritas für Serben und Muslime verschlossen bleiben. Ich sagte Pajo, dass ich gehen werde, weil ich das nicht mitmachen könne. Wir akzeptierten unsere Entscheidungen. Ich fuhr am nächsten Morgen nach Karlovac und blieb dort mehrere Monate in einem Flüchtlingslager.

Taten der Liebe

Pajo hat mir gezeigt, dass die Diener Gottes auch dort sein können, wo Gott nicht zu sein scheint. Ist er dann nicht doch da, durch ihre Anwesenheit, als Botschafter, Fußtruppe, als seine Kinder? Pajo und ich waren an gottlosen Orten. Alles Gute war der großen Dunkelheit gewichen. Überall, wo wir waren, begrüßte er Menschen mit eben jenen offenen Armen, mit einem Lächeln, als wäre all das nicht. Als wäre Frieden. Er besiegte für diese Augenblicke die Dunkelheit. Das ist Licht. Ist es Gott? Muss es nicht Menschen geben, die bedingungslose Liebe leben, wie Jesus sie gepredigt hat, damit sie sichtbar wird? Gottes Liebe braucht Taten der Liebe. Wie oft habe ich gehört: »Danke Gott« oder »Euch schickt Allah«. In gottlosen Gegenden braucht es Menschen, die ihre Aufträge erkennen und annehmen. Im Johannesevangelium steht geschrieben: »So ist auch der Glaube allein tot,



Pajo feierte nur noch selten Gottesdienst, wie hier Weihnachten. Für seine humanitäre Arbeit war er größtenteils von priesterlichen Aufgaben freigestellt.

wenn er nicht Werke vorzuweisen hat.« (Joh. 2, 17)

Ausgerechnet mein Pajo hatte Menschen nach Ethnien sortiert, wenn sie zur Caritasstelle kamen. Als Kroat wird er seine Gründe gehabt haben. Wie er das als Christ verantworten konnte, das habe ich ihn nie gefragt. Wichtig ist für mich daran nur eines: Wir machen Fehler, alle. Deshalb müssen wir achtsam sein. Pajos Entscheidung hatte mit all dem Guten nichts zu tun. Nur mit dem, was der Krieg in uns gebären lässt. Mein Freund der Priester hat mir damit vielleicht das Wichtigste gezeigt: Wie schwer es ist, nicht selbst in die Spirale des Hasses zu geraten. Monate später war ich lange in der furchtbaren Dunkelheit. Meist ist es mir gelungen, die Mörder im Belagerungsring um den »Kessel von Bihac« nicht zu hassen. Verachtet habe ich sie. Manchmal haben sie mir leid getan. Wie müssen Menschen leben und sterben, die mit Panzern auf Frauen und Kinder schießen? In ihrer Dunkelheit gibt es vielleicht kein Licht mehr. In meiner gibt es einige Lichter. Zu den hellsten gehört Pajo.

Seit diesen Jahren 1992 bis 1995 und meiner Begegnung mit Don Ivan Pajtak sehe ich das »Christ sein«, die »Nachfolge Christi«, in einem anderen Licht. Es erscheint mir die Arbeit an uns selbst als wesentlich. Damit wir beim Nachfolgen nicht vom Weg abkommen.

Der Autor **Dirk Planert** ist freier Radio- und TV-Journalist im Ruhrgebiet. Während des Krieges von 1992 bis 1995 arbeitete er als humanitärer Helfer in Bosnien.



Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden

Ein Jahrzehnt nach dem Massaker in Indien

Rückblick: In der letzten Augustwoche 2008 töteten nationalistische Hindu-Fanatiker in der Region Kandhamal im ostindischen Bundesstaat Odisha über 100 Christinnen und Christen. Ein wütender Mob brannte 400 Dörfer, 5.600 Häuser und 395 Kirchen nieder. 40 Frauen – darunter auch Ordensschwestern – wurden vergewaltigt. 56.000 Männer, Frauen und Kinder mussten aus ihren Heimatdörfern fliehen und konnten bis heute nicht zurückkehren.

TEXT UND FOTOS: Ajaya Kumar Singh

Die Mehrzahl der mehr als 3.000 aufgenommenen Strafanzeigen gegen die Gewalttäter ist bis heute nicht bearbeitet. Nur wenige Täter wurden verurteilt und verbüßten tatsächlich ihre Strafe. Knapp 90 Prozent der Betroffenen wartet heute noch auf eine Wiedergutmachung vom indischen Staat für zum Beispiel zerstörtes Eigentum. Die Opfer sind größtenteils christliche indigene Adivasi, die der gesellschaftlich diskriminierten Kaste der Unberührbaren angehören.

Auslöser der Gewalt war der Mord an einem nationalistischen Hindu-Prediger am 23. August 2008. Schnell wurden daraufhin sieben einfache Christen aus dem Kandhamal verdächtigt und festgenommen. Obwohl sie unschuldig waren und aktive maoistische Rebellen aus Ostindien die Verantwortung für den Mord übernommen hatten, wurden sie zu lebenslanger Haft verurteilt. (Text: missio)

Auch ich bin damals knapp dem Tod entkommen: Minuten, nachdem ich mein Haus verlassen hatte, umstellten die Fanatiker das Gebäude. Deswegen glaube ich, dass Gott mir das Leben neu geschenkt hat.

Ich arbeitete zu der Zeit als professioneller Entwicklungshelfer mit dem Schwerpunkt Wirtschaft und Soziales. Es war mir nicht bewusst, dass der religiöse Faktor ein so sensibles und wichtiges Thema für die Gesellschaft war. Der Gewaltausbruch gegen die Christinnen und Christen veranlasste mich, das gesamte Konzept der gesellschaftlichen Entwicklung zu überdenken. Seitdem rücke ich die Förderung der Religions- und Meinungsfreiheit in das Zentrum meiner Arbeit. Soll Gemeinschaft tragfähig gelingen, müssen meiner Meinung nach die Gegebenheiten hier in Indien, wie das Kastensystem, die Religionszugehörigkeit, der sozio-kulturelle und wirtschaftliche Stand der Gesellschaft, neu angeschaut und bewertet werden. Ich bin überzeugt, dass es keine Entwicklung von menschlichen Gemeinschaften ohne Religions- und Glaubensfreiheit geben kann: Sie sind die Basis für eine gerechte und friedliche Gesellschaft und für die Menschenwürde unerlässlich.

Staat entzieht sich seiner Verantwortung

Auf den ersten Blick scheint das Trauma heute weitgehend bewältigt zu sein. Doch wenn man sich Zeit nimmt und behutsam bei den Überlebenden nachfragt, erfährt man, dass sie in ständiger Angst vor einer Wiederholung der Anschläge leben. Da viele der nichtchristlichen Nachbarn an den schrecklichen Ereignissen beteiligt waren, können die Christinnen und Christen ihnen nicht vertrauen.

Die damaligen Täter wurden freigesprochen oder auf Kautions freigelassen. Sie zeigten keine Reue, weil die politischen Parteien und der Staat ihnen den Rücken stärkten.

Durch Feuer zerstörte Wohnung einer christlichen Familie in Kandhamal



Im Jahr 2016 wies der Oberste Indische Gerichtshof die Regierung an, 315 der Fälle der Angriffe gegen Christinnen und Christen während der Tragödie von 2008 neu zu untersuchen. Bis heute hat dies allerdings zu keiner strafrechtlichen Verfolgung geführt.

Der Staat entzieht sich seiner Verantwortung. Wir haben der Bezirksverwaltung sowie der Nationalen Kommission für Minderheiten in Neu Delhi ein Memorandum vorgelegt. Bisher scheint sich nichts zu bewegen, zumindest haben wir noch keine Rückmeldung. Wir halten einen besseren Zeugenschutz für notwendig. Es sollte ein Gremium von Rechtsanwälten mit Integrität, Effizienz und Erfahrung eingesetzt werden und die Ermittlungsbehörden sollten frei und fair arbeiten können. Weiterhin fordern wir eine unabhängige Beobachtung des Verfahrens und die Verhinderung der Prozessverschleppung.

Trotz wiederholter Forderungen an Staat und Justiz wurde der Großteil der materiellen und immateriellen Schäden weder festgestellt noch entschädigt. Es geht um Hilfen für Hinterbliebene, Entschädigungen für körperliche und seelische Verletzungen, Entschädigungen für zerstörte Wohnhäuser, Kirchen und Einrichtungen.

Folgen für Betroffene

Angst und Unsicherheit halten die Gemeindemitglieder auch heute noch davon ab, sich frei zu bewegen, ihrer Arbeit nachzugehen oder in den Wald zu gehen, um Nahrung und Brennholz zu sammeln. Viele Überlebende wohnen heute in benachbarten Städten und Dörfern oder wanderten in die Großstädte ab. Es gibt Berichte, dass einige in die Hände von Menschenhändlern und Bordellen gefallen sind.

Das Massaker an den Christinnen und Christen in Kandhamal wird weitgehend totgeschwiegen und ignoriert. Die Regierung Indiens

kann sich ihrer Verantwortung aber nicht entziehen, die Wahrung von Recht und Ordnung sind Aufgabe des Staates. Selbst bei einem gewöhnlichen Feuer, das in einem Gebäude ausbricht, eilt die indische Regierung den Bürgern zur Hilfe. Und bei dem Massaker 2008 handelt es sich um den größten und schlimmsten Angriff auf Christinnen und Christen in Indien seit 300 Jahren. Wir fordern, dass die Regierung ihrer Aufgabe und Verantwortung auch hier gerecht wird.

Forderung nach Recht

Zuallererst fordern wir die Freilassung von sieben unschuldigen Christen, gegen die lebenslängliche Haftstrafen verhängt wurden. Neben der Umsetzung des Urteils des Obersten Gerichtshofs, die 315 Fälle neu zu untersuchen, muss umgehend eine gerechte Entschädigung der Opfer erfolgen. Auch halte ich eine Kommission für notwendig, die sich für die Rechte und den Schutz von Minderheiten einsetzt. Auch die Minderheiten selbst sollten in kommunale Entscheidungen einbezogen werden, um ein harmonisches und verständnisvolles Zusammenleben aller zu ermöglichen. Hier ist auch die internationale Gemeinschaft gefragt, um Indien auf seine Verpflichtungen aufmerksam zu machen.

Ich kenne Menschen, wirklich sehr arme Leute, die ihr Leben für ihren Glauben aufs Spiel setzen.

Wir Christinnen und Christen halten den Atem an und blicken in eine unsichere Zukunft. Die einzige Möglichkeit, Hass, Angst und Unsicherheit zu überwinden, ist der Zuspruch von Gerechtigkeit, Aufbau von Respekt und gegenseitigem Vertrauen.

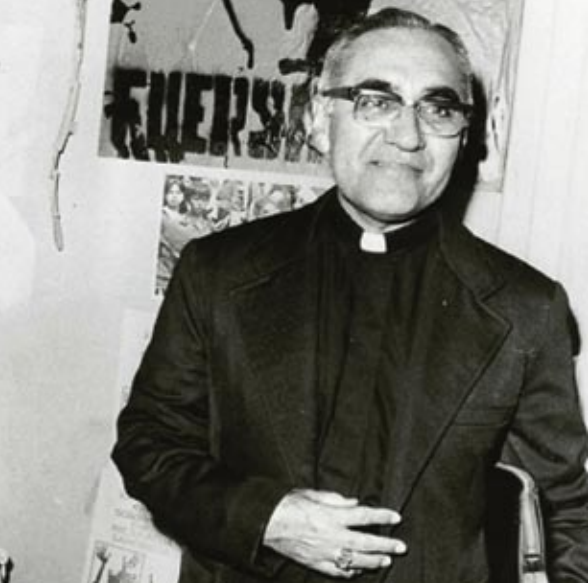
Der Autor **Ajaya Kumar Singh** ist indischer katholischer Priester und Menschenrechtler. Er lebt in Bhubaneswar in Ostindien und engagiert sich unter anderem für die Rechte der 56.000 Christinnen und Christen, die im Jahr 2008 aus der Region Kandhamal vertrieben wurden.

Übersetzung aus dem Englischen:
Pia Wohlgemuth

Quelle:
Text Rückblick:
www.missio-hilft.de/freeourhusbands

Provisorische Behausungen der geflohenen Christen





Selig seid ihr

Ein Prophet aus El Salvador

»Glücklich dürft ihr euch nennen, wenn ihr beschimpft, verfolgt und verleumdet werdet, weil ihr mir nachfolgt – genauso hat man vor euch schon die Propheten verfolgt.« (Mt 5, 11) Kann ein Mensch glücklich sein, wenn er verfolgt und verleumdet wird? Klingt das nicht ein bisschen masochistisch, sogar zynisch? Kann man sich freuen, wenn man unter Verfolgung leidet?

TEXT: Joaquín Garay ofm | FOTO: © KNA-Bild

Ein Prophet unserer Zeit gibt uns durch sein Leben und in seinen Worten eine deutliche Antwort: Ja! Der ermordete Erzbischof Oscar Arnulfo Romero hat in einer Predigt behauptet:

»Schwestern und Brüder, ich freue mich darüber, dass unsere Kirche eben wegen ihrer vorrangigen Option für die Armen und wegen ihrer Bemühung, die Anliegen der Armen zu ihren eigenen zu machen, verfolgt wird. Es wäre traurig, wenn in einem Land, wo Menschen in einer so schrecklichen Form ermordet werden, kein Priester unter den Opfern zu finden wäre. Sie sind die Zeugen dafür, dass die Kirche in den Problemen des Volkes Fleisch und Blut angenommen hat. Die Kirche leidet das Schicksal der Armen mit: die Verfolgung. Unsere Kirche darf sich dessen rühmen, dass sich das Blut von Priestern, Gemeindekatecheten und -katechetinnen mit dem Blut von den Massakern am Volk vermischt hat. Eine Kirche, die nicht verfolgt wird, sondern die irdischen Privilegien und Unterstützung genießt, muss sich fürchten! Sie ist nicht die wahre Kirche Jesu Christi.« (Predigt am 15. Juli 1979, VII p. 79).

Lebenszeugnis

Das Zeugnis vom Romero kann nur im Kontext seines Lebens richtig verstanden werden: Oscar Arnulfo Romero wurde am 15. August 1917 in Ciudad Barrios, El Salvador, geboren. 1942 empfing er die Priesterweihe. 1970 wurde er zum Weihbischof des Erzbistums San Salvador, 1974 zum Bischof der kleinen Diözese Santiago de María und 1977 zum Erzbischof von San Salvador

ernannt. Am 24. März 1980 wurde er von einer Todesschwadron während der Feier der Eucharistie am Altar kaltblütig erschossen.

In dieser Zeit herrschte in El Salvador eine zunehmende staatliche Gewalt, derer Wurzeln in der tiefen sozialen Ungerechtigkeit, in der materiellen Unterdrückung vor allem der Landbevölkerung lagen. Christliche, demokratische Bewegungen gemeinsam mit linksgerichteten Gruppen protestierten und versuchten, die Situation zu ändern. Die wenigen mächtigen Großgrundbesitzer finanzierten eine massive und grausame Repression durch die Militärs und Paramilitärs. Tausende Menschen wurden brutal gefoltert und ermordet. Das führte dazu, dass die ersten bewaffneten Guerillagruppen entstanden, die dafür kämpften, die politische Macht zu übernehmen und eine neue Regierung nach einem sozialistischen System durchzusetzen.

Es war Romeros feste Überzeugung, dass er in diesem historischen Kontext in El Salvador die Wahrheit sagen und sich für die Menschenrechte und die Menschenwürde mit einer klaren Option für die Armen einsetzen sollte.

Option für die Armen

Die Glaubwürdigkeit des Evangeliums und der Kirche standen für Romero auf dem Spiel: »Die Kirche darf gegenüber der ungerechten wirtschaftlichen, politischen und sozialen Ordnung nicht schweigen. Wenn sie schweigen würde, würde sie Komplizin bei der Ausbeutung sein. [...] Es ist die Stimme der Kirche, liebe Schwestern und

Brüder. Solange der Kirche verboten wird, nach dieser Wahrheit zu schreien, gibt es Verfolgung. Dabei geht es um etwas von entscheidender Bedeutung, nicht um belanglose Sachen. Es geht um den Aufbau oder die Zerstörung des Reiches Gottes auf dieser Erde.« (24. Juli 1977, I-II p. 142).

In dieser schlimmen Zeit wurde er zum Sprachrohr Gottes, der die Gegenwart im Licht des Evangeliums deutete. Und so hat er den Menschen, insbesondere den Armen, Trost und Hoffnung gebracht: »Als christliche Gemeinde beleuchten wir im Licht des Evangeliums die Realität, in der wir leben, die gesellschaftliche, politische, wirtschaftliche Realität. Dazu sind wir verpflichtet, Schwestern und Brüder. Indem wir das tun, betreiben wir keine Politik, sondern nehmen das Licht des Glaubens und erfüllen die Sendung, die Gott dem Menschen in der Welt übertragen hat, nämlich die Welt nach Gottes Willen zu gestalten.« (12. August 1979, Bd. VII, S. 166).

Oscar Romero zählt zu den bekanntesten Gestalten der Kirche Lateinamerikas und gilt seit seiner Ermordung als »Heiliger des Volkes«. Am Sonntag, den 14. Oktober 2018, sprach Papst Franziskus zum Abschluss der Bischofssynode in Rom die Seligen Papst Paul VI. und Erzbischof Oscar Romero zusammen mit vier weiteren Seligen heilig.

Der Autor **Joaquín Garay** lebt in der Franziskanergemeinschaft von Mannheim und gehört zum Seelsorgeteam der Katholischen Kirchengemeinde Mannheim-Neckarstadt.

Quelle:

Die Predigtzitate sind aus folgender Publikation: Mons. Oscar Arnulfo Romero: Su Pensamiento (Bd. I-VIII, Publicaciones pastorales del Arzobispado) San Salvador 1980-88.



Freut euch und jubelt!

Mit neuen Kräften zum Ziel

Am Ende der Seligpreisungen in der Bergpredigt fordert Jesus die Menschen auf, sich zu freuen und zu jubeln. Freude setzt ungeahnte Kräfte in uns frei, gibt uns ein positives »Ja!« zum Leben. Sie ist ein starker Motor der eigenen Motivation.

TEXT: Natanael Ganter ofm | FOTO: Maurice Ressel

Sich gegenseitig aufzufordern zu freuen, ist auch bei uns heute im Sprachgebrauch verwurzelt. Wir wünschen uns im Deutschen oft: »Hab viel Spaß!«, wenn etwa eine Reise ansteht, ein großes Fest oder auch nur das Treffen mit Freunden. Sich Spaß im Leben zu wünschen und das Gute auch wahrzunehmen, ist wichtig. Im Angelsächsischen geht die Sprache hier tiefer, denn Engländer wünschen ihrem Nächsten »enjoy!« – »erfreue dich daran«.

Freude im Vertrauten

Der Autor Terry Prattchet schreibt in einem seiner Bücher: »Freude verhält sich zu Spaß, wie ein Ozean zu einer Pfütze.« Diesen Gedanken gibt er in dem Buch »The Shepherd's Crown« einer jungen Frau, die gerade ein Abenteuer hinter sich hat und sich als gute Anführerin bewiesen hat. Man könnte meinen, sie freut sich darüber, dass sie die Geschichte gut überstanden und sich Respekt verdient hat. Aber der Gedanke über das Wesen der Freude kommt ihr, als sie ihre Heimat wiedersieht, die Hügel, die Weiden und die Schafferden. Der Gedanke kommt ihr, als sie daran denkt, was vor ihr liegt, an ihre Arbeit als Hebamme und Krankenschwester und an die Menschen, für die sie da sein möchte. In dem Moment wird ihr klar, was Freude bedeutet. Sie liegt im Vertrauten, im Alltäglichen.

»Freude verhält sich zu Spaß, wie ein Ozean zu einer Pfütze.« Ein schönes Bild, denn die Freude ist um ein Vielfaches weiter, tiefer und beständiger und sie verdunstet nicht bei nächster Gelegenheit. Im Vergleich zur Freude verblasst der Spaß zur ober-

flächlichen Fassade. Wir sollten uns vielleicht auch angewöhnen, uns lieber »viel Freude!« zu wünschen.

Doppelte Freude

Jesus ermutigt die Menschen auch zu jubeln, der Freude Ausdruck zu geben. Sich zu freuen und zu jubeln ist sehr ansteckend. Nicht umsonst haben Gameshows und Theatervorführungen oft »Vor-klatzcher« im Publikum, deren bezahlte Aufgabe es ist, zu klatschen, zu lachen und zu jubeln und damit die anderen zu motivieren mitzumachen, aus sich heraus zu gehen. Und wenn erst einmal der Damm gebrochen ist, dann ist geteilte Freude auch doppelte Freude. Dann fällt es auch scheuen und zurückhaltenden Menschen leicht teilzuhaben und alle stimmen ein in den Jubel.

Der Franziskaner Werner Mertens war lange Jahre Heilig-Land-Kommissar der Deutschen Franziskanerprovinz und hatte auf seinen Pilgerreisen nach Jerusalem den Menschen immer gerne das Staunen empfohlen. Dazu durften diese während der ersten Busfahrt einmal laut zusammen »Aaah!« und »Oooh!« als Ausdruck der Bewunderung üben.

Das Gute bemerken und es loben. Andere daran teilhaben lassen und gemeinsam staunen. Tiefe Freude empfinden und Kraft daraus schöpfen – und dann vielleicht noch Spaß dabei haben. So einfach geht Glückseligkeit.

Der Autor **Natanael Ganter** ist Franziskaner und verantwortlich für das Referat für Öffentlichkeitsarbeit und Medien der Deutschen Franziskanerprovinz.

Post aus Rushooka

Rushooka, im Dezember 2018

Liebe Freundinnen und Freunde in Deutschland!

Rushooka gehört zur Erzdiözese Mbarara im Südwesten Ugandas, etwa 265 Kilometer von der Hauptstadt Kampala entfernt. Mit vier Franziskanern arbeiten wir in der Pfarrei: Wir verkündigen das Evangelium – die Frohe Botschaft Jesu Christi – den Armen und den Reichen in Wort und Tat. Wir tun dies in unseren Gottesdiensten in der Gemeinde, besonders in Schulen und Gefängnissen.

Die ersten Franziskaner, die vor 23 Jahren nach Rushooka kamen, lernten schnell die Sorgen und Nöte der Menschen, ihre Bräuche und Traditionen gut kennen und versuchten entsprechend zu antworten. Mit der Errichtung eines Gemeindezentrums boten sie den Menschen verschiedenste Dienste hinsichtlich Bildung, Gesundheit, Armutsbekämpfung und wichtiger Lebensfragen an. Unter anderem entschieden sie, Waisenkindern eine Grundausbildung zu ermöglichen, damit sie in Zukunft für sich selber sorgen könnten. Denn es gab viele Kinder, die ihre Eltern verloren hatten aufgrund von HIV/Aids und anderer ansteckender Krankheiten. Bis heute hat sich die Situation kaum geändert.

Ferner begegneten ihnen bei der pastoralen Arbeit in den Dörfern Kinder, die nicht zur Schule gingen, weil ihre armen Eltern die Schulgebühren nicht aufbringen konnten oder weil sie den Wert von Schulbildung nicht erkannten. Heute zählt unsere Pfarrei zwölf Grundschulen, die von der Pfarrei gegründet wurden, ein Gymnasium, vier Kindergärten und eine Berufsschule.

Unser St. Francis-Kindergarten für Kleinstkinder ist gewachsen und bietet heute 291 Kindern Platz: Er steht inzwischen auf eigenen Beinen, da die Eltern kleine Beiträge beisteuern. Außerdem gibt es ein Komitee, in dem Eltern mit den Erzieherinnen überlegen, wie ärmeren Familien, die keine vollen Schulgebühren aufbringen, wenigstens einen materiellen Beitrag für ihre Kinder leisten können. Erfreut waren wir kürzlich über die Initiative früherer Jungen und Mädchen des Waisenprojekts, die nun nach Beendigung ihres Studiums einen Beruf ausüben und Geld verdienen. Sie haben sich zu einer Gruppe zusammengeschlossen, um gemeinsam einem Waisenkind mit der Ausbildung zu helfen. Hier zeigt sich ein guter Geist. Wir hoffen, dass es weitergeht.

Wir Franziskaner danken aufrichtig für alle Hilfe bei der Ausbildung unserer benachteiligten Kinder und Jugendlichen in Rushooka und wünschen Frieden und alles Gute!

Agapitus Mubangizi ofm
Franziskanerpfarrer in Rushooka, Uganda

Übersetzung aus dem Englischen:
Heinrich Gockel ofm



Franziskaner

MAGAZIN FÜR FRANZISKANISCHE KULTUR UND LEBENSART

Die nächste Ausgabe der Zeitschrift »Franziskaner« beschäftigt sich mit dem Thema »Stille – Tiefe Sehnsucht und gewaltige Herausforderung«. Um die kostenlos erhältliche Zeitschrift »Franziskaner« zu beziehen, wenden Sie sich bitte an:

Provinzialat der Deutschen Franziskanerprovinz
Zeitschrift Franziskaner
Ingeborg Röckenwagner
Telefon: 089-211 26 150 · E-Mail: zeitschrift@franziskaner.de

Projekt

Nachhaltige Hilfe durch Schulbildung

Die Franziskaner in Rushooka kümmern sich um Aidsweisen



Die Not der jungen Menschen beginnt nicht erst, wenn der Tod über ihre Familie kommt und die häusliche Gemeinschaft von Grund auf erschüttert. Kinder von HIV-Infizierten oder Aidskranken sind häufig schon während des Krankheitsverlaufs traumatisiert. Sie sehen, wie ihre Eltern mit der Zeit immer schwächer werden, und erleben nicht selten, dass die Mittel zum Überleben nicht reichen. Mit fortschreitender Krankheit geht auch die elterliche Arbeitskraft verloren. Als Waisen werden die Kinder normalerweise von der Großfamilie aufgefangen. Aber das Geld der armen Verwandten reicht oft nicht für einen regelmäßigen Schulbesuch der angenommenen Kinder. Daher haben

sich die Franziskaner in Rushooka entschieden, die Aidsweisen nicht nur menschlich und psychologisch zu begleiten, sondern auch die nötigen Gebühren für eine gesicherte Schulbildung zu übernehmen. Damit leisten sie einen Beitrag im Kampf gegen die noch immer sichtbaren Folgen der verheerenden HIV/Aids-Epidemie auf dem afrikanischen Kontinent.

Die Franziskaner Mission in Dortmund steht den Aidsweisen und Agapitus Mubangizi ofm in Rushooka gern zur Seite und bittet um Unterstützung für die weitere Sicherstellung der Schulbildung und Betreuung der jungen Menschen.

Spenden über Girocode

Unser Angebot für Smartphone-Nutzerinnen und -Nutzer:

Falls Sie ein Smartphone nutzen und eine entsprechende Mobile-Banking-App Ihres Kreditinstituts installiert haben, können Sie Ihre Spendenzahlung ab sofort ganz bequem über Girocode tätigen. Hierzu scannen Sie einfach innerhalb Ihrer Mobile-Banking-App den hier abgedruckten QR-Code ein, und schon öffnet sich das Überweisungsfenster, in dem unsere Kontodaten bereits eingetragen sind. Sie müssen nur noch den gewünschten Verwendungszweck sowie den Betrag ergänzen.

Vielen Dank für alle Hilfe!



Hinweis

Bitte nutzen Sie den beiliegenden Überweisungsträger für Ihre Spende.

Ab 50 Euro erhalten Sie von uns automatisch eine Spendenbescheinigung. Für Spenden unter 50 Euro erhalten Sie diese auf Anfrage.

Telefon: 02 31-17 63 37 5
Fax: 02 31-17 63 37 70
info@franziskanermission.de



*Weihnacht ist da.
Weckt Josef!
Weckt Maria!
Weckt das Kind!
Weckt alle Heiligen Familien,
alle Unterdrückten der Erde.
Herodes hat alles unter Kontrolle:
Alle Fluchtwege sind versperrt.
Es ist höchste Zeit,
alle zusammenzurufen,
hier und jetzt.
Lasst uns anfangen,
den gemeinsamen Acker zu bestellen,
die Arbeit aufzunehmen
in der Werkstatt des Gottesreiches,
den Schwestern und Brüdern
eine Wohnstatt zu errichten,
damit die Botschaft der Engel sich erfülle.*